



Vergißeinnicht 1931

8 (1931)



Nummer 8

August 1931

49. Jahrgang

Inhalt des Augustheftes:

Maria Himmelfahrt. Gedicht . . .	225	Jan. Von P. Odo Ripp, RMM. . .	242
Maria Himmelfahrt	226	Zu uns komme das eucharistische	
August. Von M. A.	228	Reich!	246
Moschese, der Begründer des Ba-		Im Banne der Agil. Von Herm.	
futureiches	231	Skolaster	247
Missionspost	233	Japanische Sprichwörter und Sinn-	
Liedertext zu afrikanischem Vogel-		sprüche	256

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:
Mariannhiller Mission Würzburg, Pleiherring 3
Postcheckkonto Nürnberg 194
für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1652
für Schlesien und Norddeutschland:
Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
Postcheckamt Breslau 15 625
für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosl., Rumänien:
Mariannhiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814
für Schweiz und Liechtenstein:
Mariannhiller Mission Altdorf, (St. Uri)
Postcheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1931:

Deutschland Einzelbezug . . .	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug . . .	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elsaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslowakei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

SILVANA - HEILQUELLE



Staatlich anerkannter kochsalzfreier, eisen- und kohlenstoffhaltiger Kieselbrunnen der **Mariannhiller Mission G.m.b.H. Würzburg**
Brunnenverwaltung Groschlattengrün i. Fichtelgeb.

Harras oder Kiste mit je 30 ganzen Flaschen	zu RM. 21.—
Harras oder Kiste mit je 20 ganzen Flaschen	zu RM. 14.—
Harras oder Kiste mit je 30 halben Flaschen	zu RM. 10.50
Harras oder Kiste mit je 60 halben Flaschen	zu RM. 21.—

An Flaschenpfand wird erhoben:

für die ganze Flasche 20 Pfennig	
für die halbe Flasche 15 Pfennig	
für Harras RM. 2.— für Kiste RM. 5.—	

Bestellungen an

Bei Bestellungen bitte den genauen
Bestimmungs-Bahnhof angeben!

Silvana - Niederlage, Reimlingen (Bayern)

Aus Welt und Kirche

70. Deutscher Katholikentag. Vom 26. bis 30. August 1931 in Nürnberg.

Das vorläufige Programm:

Mittwoch, 26. August:

20 Uhr Eröffnung des Vertretertages im Rathausaal. Teilnehmerkarten zur Vertretertagung werden nur ausgegeben an besonders geladene Gäste vom Generalsekretariat des Zentralkomitees Paderborn, Kamp 23.

Donnerstag, 27. August:

8 Uhr feierliches Pontifikalamt zu Ehren des hl. Geistes in der Frauenkirche für die Mitglieder des Vertretertages.

9–13 Uhr Beratungen des Vertretertages über das Thema: „Die Nöte der Gegenwart und ihre Überwindung im Geiste der hl. Elisabeth“ in 5 Gruppen.

15–18 Uhr Fortsetzung der Beratungen des Vertretertages.

20 Uhr Festkonzert des „Liederfranz“ Bamberg: „Die hl. Elisabeth“ von Liszt. Stadtbeleuchtung.

Freitag, 28. August:

8 Uhr feierliches Pontifikalamt zu Ehren der Gottesmutter, der Patronin der deutschen Katholikentage, in der Frauenkirche.

9–13 Uhr Fortsetzung der Beratungen des Vertretertages.

9–18 Uhr Sonderveranstaltungen der katholischen Vereine.

20 Uhr erste öffentliche Versammlung in der Festhalle im Luitpoldhain: Begrüßung, Präsidentenwahl „Die katholische Jugend und die neue Zeit.“

Zum Eintritt berechnen die Mitgliedsarten und die Tageskarten, für Sitzplätze besondere Preise.

Samstag, 29. August:

8 Uhr feierliches Pontifikalrequiem für die verstorbenen Mitglieder der Katholikentage.

10 Uhr geschlossene Mitgliederversammlung im Rathausaal; Bericht über den Vertretertag. Zum Eintritt berechnen nur die Mitgliedsarten, Sitzplätze frei.

9–18 Uhr Sonderveranstaltungen der katholischen Vereine.

20 Uhr zweite öffentliche Versammlung in der Festhalle im Luitpoldhain. „Auf den Pfaden der hl. Elisabeth.“ — „Katholische Kultur und deutsches Volkstum.“ — Eintritt wie bei der ersten öffentlichen Versammlung.

Sonntag, 30. August:

9 Uhr Festpredigt und feierliche Pontifikalmesse im Stadion (Kampfbahn). — Als Ausweis zum Eintritt dient das

Festabzeichen, außerdem stehen 2000 reservierte und nummerierte Sitzplätze zu je 2 RM. zur Verfügung. Anschließend an den Festgottesdienst Arbeiter-, Bauern- und Männerversammlung im Stadion. Nachmittags: Großer Jugendfestzug. Jugendkundgebung im Stadion (Kampfbahn).

16.30 Uhr große öffentliche Schlussversammlung im Stadion (Kampfbahn). „Der Christ in den sozialen Nöten der Gegenwart.“ — Eintritt wie bei der ersten öffentlichen Versammlung; außerdem stehen noch 2000 reservierte und nummerierte Sitzplätze zu je 2 RM. zur Verfügung.

20 Uhr Festkommerz der vereinigten kathol. Studentenverbände in der Festhalle im Luitpoldhain. Festkonzert des Münchener Domchors. Stadtbeleuchtung.

Montag, 31. August:

Dankwallfahrt nach Bamberg. Festoper im städt. Opernhaus am Ring.

Übersicht über die Klöster- und Kirchenzerstörungen in Spanien. Kathol. Blätter bringen folgende Übersicht über die jüngsten Kirchenstürme in Spanien und die dabei zerstörten Besitzungen religiöser Orden und Gemeinschaften:

Häuser der Gesellschaft Jesu. 1. In Madrid wurde das große Ordenshaus mit der angrenzenden Kirche, wo die Gebeine des hl. Franz von Borgia ruhten, angezündet und vollständig verbrannt. Ferner wurde dort das große technische Institut der Jesuiten zur Ausbildung von Ingenieuren, Werkmeistern und Arbeitern verbrannt. In Malaga wurde die Residenz, in Sevilla das Kolleg, in Alicante ein Exerzitienhaus angezündet, in dem auch ein Institut zur Heranbildung von Arbeiterkindern unter Leitung der Jesuiten blühte.

2. Andere Häuser wurden geplündert, davon einige mit wirklichem Vandalismus. Genauer gesagt folgende: a) die Kollegs von Malaga, Valencia, Chamartin; b) die Residenzen von Cadix, Jerez, Sevilla, Alicante und Valencia. In der Residenz von Sevilla erhielten 300 Arbeiter vollkommen kostenlos Unterricht, der von 20 Lehrern erteilt wurde. Zwei Abteilungen der Marianischen Kongregation, eine für Arbeitslose, die andere zur Unterstützung von Gefangenen, bestanden nicht ohne Erfolg, da 120 Gefangene auf diese Art gerettet werden konnten. Die Jesuiten wurden gezwungen, einige weitere Häuser zu verlassen, zum Teil, weil von den Aufrührern mit

Brandstiftung gedroht wurde: a) die drei Noviziate von Aranuez, Gandia und Salamanca und das Terziat von Manresa; b) die Kollegien von Orihuela und Gijon und das Schriftstellerheim von Madrid. Alle Novizen sind in ihr Noviziat zurückgekehrt; alle sind in ihrer Absicht bestärkt, ihrer Berufung treu zu bleiben.

3. In Katalonien und in den baskischen Provinzen haben die Häuser der Jesuiten — soweit bisher bekannt — nichts zu leiden gehabt. In anderen Orten, wie z. B. in Saragossa, wurden die Niederlassungen bedroht, aber von Freunden des Ordens mit Erfolg verteidigt. Indessen besteht nach den letzten Meldungen auch dort die Gefahr der Vertreibung.

4. Es scheint, daß niemand bei den Brandschakungen ums Leben gekommen ist, daß jedoch mehrere verwundet und mißhandelt worden sind. Das Leben des P. Torres, des Superiors des Ordenshauses von Madrid und Direktors der großen Kongregation del Pilar, wurde von einem heldenmütigen jungen Manne gerettet, der ihn unter den größten Gefahren durch die Menge an einen sicheren Ort brachte.

Häuser anderer Orden. Man sagt, daß im ganzen zwischen 100 und 200 Ordenshäuser verbrannt worden sind. Diesbezüglich folgende Einzelheiten:

1. Dominikaner: Drei Häuser verbrannt. 2. Kapuziner: a) Das Kloster von Valencia geplündert. b) Zwei oder drei Häuser in Andalusien verbrannt. Ein Teil der Gemeinschaften dieser Gegend hat sich auflösen müssen. 3. Karmeliter: Ihre große Residenz in Madrid, berühmt durch die Bibliothek und die kritischen Studien über die Werke der hl. Theresia, wurde verbrannt. Man hat keine Hoffnung, daß die Manuskripte und alten Ausgaben von einzigartigem Wert gerettet werden konnten. Ihr Haus in Alicante wurde ebenfalls verbrannt.

4. Salesianer: Mehrere Häuser, u. a. das große Kolleg von Alicante, wurden verbrannt. 5. Den Christlichen Schulbrüdern, die so viel für das Wohl der Armen getan haben, wurde das schöne Kolleg in Madrid verbrannt. 6. Die Schwestern der Gesellschaft Mariens (Notre Dame) mußten ihre Klöster in Pueblo Nuevo (Barcelona), Manresa, Lerida, Saragossa, Sanlucar de Barrameda, Madrid, Coruna und Jerez de la Frontera verlassen, infolgedessen mußten sie den Unterricht, den sie zum großen Teil den Armen erteilten, unterbrechen. Ihr neues Kolleg in Alicante, das 1929 erbaut ist, wurde verbrannt; die Schwestern mußten sich in aller Eile in Si-

cherheit bringen; von ihrer Habe konnten sie nichts retten.

7. Die Schwestern vom heiligsten Herzen haben durch Feuersbrunst ihr großes Haus vom heiligsten Herzen in Charmartin bei Madrid verloren. Eine Nonne, die drei Tage zuvor die Sterbesakramente empfangen hatte, sollte in einem Auto fortgebracht werden; dieses wurde jedoch verhindert und die arme Sterbende mußte auf einer Matratze zu ebener Erde vor dem in Flammen stehenden Hause hingelegt werden; am folgenden Tage wurde sie mit Hilfe des Roten Kreuzes nach Frankreich geschickt; sie erregte überall tiefes Mitleid. Das ganze Gebäude wurde zerstört; nur die Statue des heiligsten Herzens blieb unversehrt und beherrscht die Ruine. In Madrid selbst hatte man bereits das Externat des Klosters vom heiligsten Herzen angezündet. Da erschien die Mutter Oberin, um mit ausgestreckten Armen um Mitleid für die Schülerinnen und die bejahrten Schwestern zu bitten. Das Feuer wurde gelöscht und die Schwestern verließen das Kloster in Laienkleidern, um bei befreundeten Familien Schutz zu suchen. 8. In der Stadt Alicante allein wurden verbrannt: a) das Kolleg der Salesianer, b) das Haus der Franziskaner, c) das Haus der Karmeliter, d) die Pfarrei Benalica, e) das Exerzitienhaus der Jesuiten, f) das Pensionat der Oblaten-Schwestern, g) das neue Kolleg der Schwestern der Gesellschaft Mariens (Notre Dame). In derselben Stadt wurden verwüstet: a) das bischöfliche Palais, b) die Kirche des Karmel, c) die Residenz der Jesuiten, d) das Pensionat der Augustinerinnen, e) das Kolleg der Jesu-Maria-Schwestern, f) das Kolleg der Maristen.

Negerkämpfe in Südafrika. Einer Meldung aus Durban (Südafrika) zufolge wurden in der Nähe von Transkop (Natal) 14 Eingeborene getötet. Angehörige des Hlongwa-Stammes wurden bei einer Hochzeitsfeierlichkeit von Mitgliedern des Amabombu-Stammes, die sich im Schutze der Nacht in das Dorf eingeschlichen hatten, plötzlich überfallen. Die Angreifer setzten eine Hütte, in der ein Teil der Hochzeitsgäste Zuflucht gesucht hatte, in Brand und tötete den, der es versuchte, dem Brande zu entfliehen. Es scheint, daß sich die Angreifer für die Entführung der Braut aus ihrem Stamme haben rächen wollen.

Der Wahrheit die Ehre. Tausende von Kinobesuchern haben im letzten Jahre den in seiner Art großartigen Ton- und Sprechfilm „Atlantic“ bewundert. Der Film stellt den Untergang des eng-

Vergißmichicht



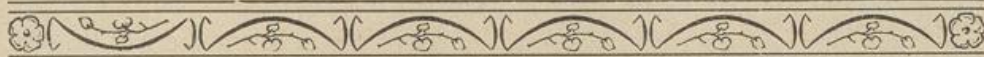
Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 8

August 1931

49. Jahrgang



Maria Himmelfahrt

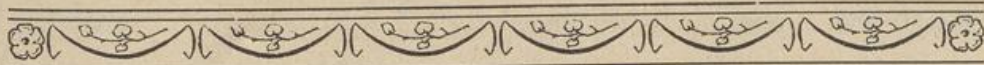
„Wie? Die Jungfrau zu verehren,
Nahet ihr im Leidgewand?
Darf der Tod den Leib verzehren,
Der nie einen Fehl gekannt?

Hört den Ferngesang zur Leier,
Seht der Wolken gold'ne Zier!
Sucht im Grabe! Nur den Schleier
Und den Gürtel findet ihr.

Weinet nicht! In ew'gen Treuen
Bleibt ihr Herz euch zugetan,
Und von ihren Rosen streuen
Wir zum Trost auf eu're Bahn.

Eilet, führt die hirtlosen
Schafe in die Kirche ein,
Und bekränzet mit den Rosen
Jesu Kreuz und Opferstein!“

(Aus Marienleben. P. Theob. Masarey O. M. C.)



Maria Himmelfahrt

15. August

Einst hatte Maria auf Erden Marthadienst geleistet, war doch ihr Leben das einer vielbeschäftigten Hausfrau. Das stille Heim von Nazareth konnte von ihrer Hände Arbeit erzählen. Aber ihr Herz war bei Gott! Ohne die übertriebenen Marthasorgen und engherzigen Marthawünsche diente sie schlicht und selbstlos in allem dem Heiland.

Nun ist sie im Himmel. Nach den Mühen, die aller Sterblichen vergänglicher Anteil sind, hat sie ewige „Marienruhe“ an Jesu Seite erlangt. So ist sie erst ganz und ausschließlich „Maria.“ Ihr Martha-beruf, den sie mit uns und für uns getragen hat, ist vorüber. Himmelfahrtstag eröffnet den Ausblick auf ewiges, ungeteiltes „Marienleben.“

Die Kirche vernimmt heute ein Echo von dem Jubellied der Engel, die unsere Mutter jetzt in ihrer Seligkeit umschweben. Es soll in unseren Herzen treuen Widerhall finden! Mehr als den Engeln gehört Maria auch im Himmel uns noch an. Auch unser mühevolleres und opferreicheres Marthaleben ehrt Maria. Sie verschmäht die schwache Hingabe, mit der wir dem Heiland zu dienen suchen, neben dem glückdurchströmten Singen der Engel nicht, die jetzt unsichtbar auch das eucharistische Opfer Christi umgeben.

Mutter, in deiner Himmelseligkeit hilf uns, einst an Reinheit und Heiligkeit deinen Engeln gleich, ewige Jubellieder dem Heiland und dir singen zu dürfen!

Die Himmelskönigin hat auf Erden für ihre ewige Seligkeit gearbeitet und geopfert. Durch ein Leben treuer Gottesliebe und emsiger Dienstbeflissenheit hat die „Magd des Herrn“ sich den „besten Teil“ erwählt, der immer ihr glückliches Los sein wird. Heute sehen wir die Vollendung und Krönung ihrer Diesseitsmühen. Niemand zweifelt mehr, daß Marias Anteil hier und dort doch der beste sei, mag sie auch noch so oft verachtete und unbekannte Pfade gewandelt sein.

O Christ, Marienkind! Schau auf die Himmelsruhe am Herzen Gottes und der heiligen Mutter, wenn dir vom Kommuniontisch weg wieder die Unruhe, die Sorge des Alltags dräut. Sei mutig entschlossen, so schwer die Zeit auch sei, für dein ewiges Himmelslos zu arbeiten und zu leiden! Es gilt die Seligkeit, die Maria, deine Mutter, schon genießt. Nach kurzer Erquickung beim eucharistischen Heiland laß dich nicht durch Bosheit und Wahnwitz der Welt enttäuschen. Harre aus, bis du das Marienglück gefunden, das kein Krieg, kein Umsturz, kein Alter dir wieder nehmen kann.

Und heute beten wir am Ende der Messe mit dem Priester zum gütigen Gott, „daß er durch die Fürsprache der großen Mutter uns Gäste am himmlischen Mahle vor allen Übeln bewahre, die den Erdenpilgern noch drohen.“ (Postkommunio des Festes). — d —



Photo: Hansjüngl, München

Guido Reni: Mariä Himmelfahrt

August

Von M. A.

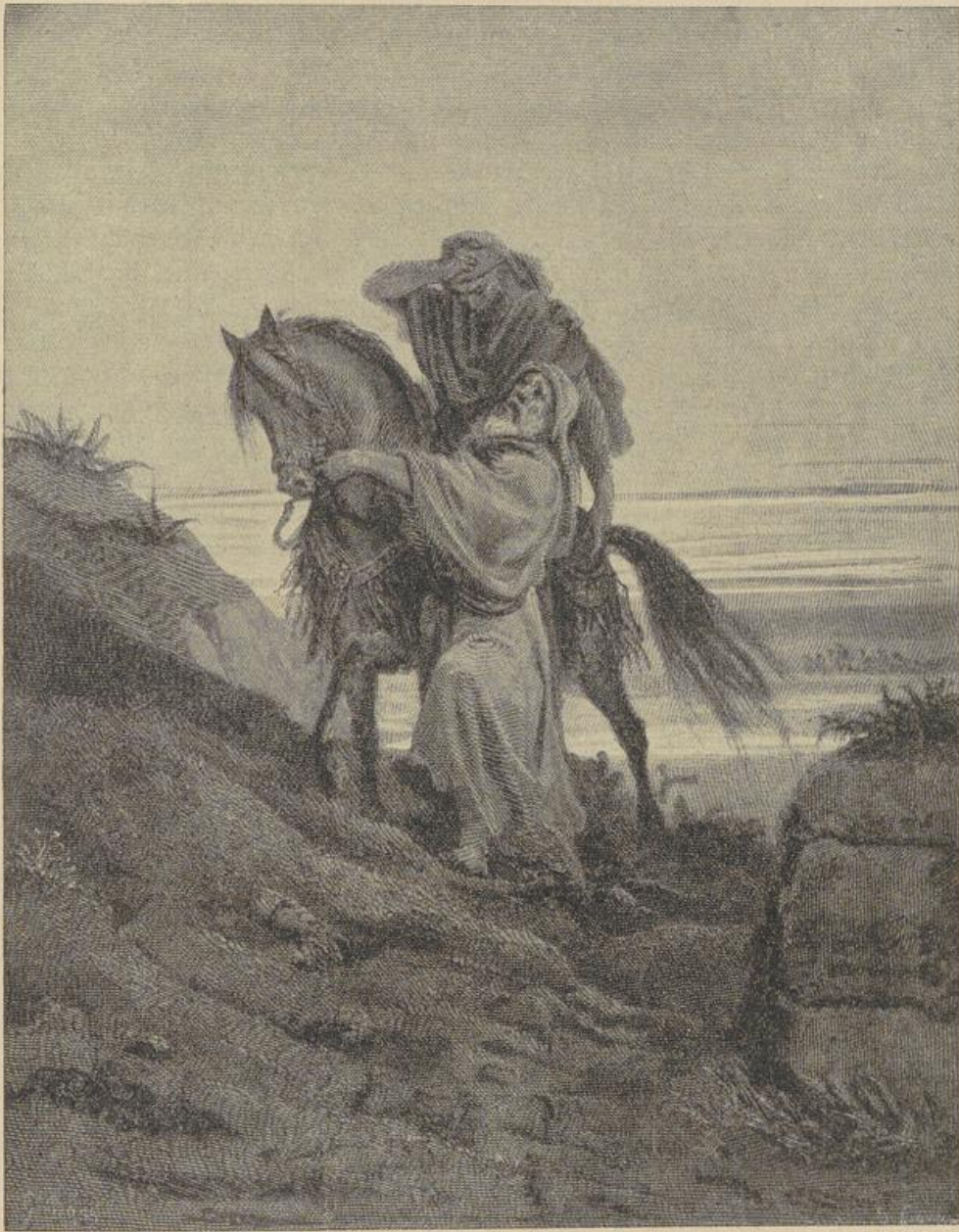
Mit Spannung lauschten wir in seligen Kindertagen der Parabel vom barmherzigen Samaritan. Jedes Jahr hörten wir sie mit demselben, nein, mit neuem Interesse. Sie ist uns ja erzählt mit den Worten des besten Lehrmeisters, der je über die Erde ging. So einfach, so klar traten die Ereignisse vor unsere Seele: „Es ging ein Mann von Jerusalem nach Jericho.“ Wir sahen ihn wandern auf einsamer Gebirgsstraße, schweiß- und staubbedeckt. „Er fiel unter die Räuber.“ Das war so recht für die kindliche Phantasie. Schwarzvermummte Gestalten sahen wir hinter Baum und Busch und aus Felsenklüften hervorkommen, mit gewaltigen Prügeln fielen sie über den Wehrlosen her, zogen ihn aus, schlugen ihn wund. Halbtot ließen sie ihn liegen und verschwanden wieder in der Bergwildnis. O, der Arme! Aus klaffenden Wunden floß das Blut, färbte und feuchtete den Boden. Wie mögen seine Augen brennend Ausschau gehalten haben nach Hilfe und Rettung! Wir freuten uns mit dem Schwerverwundeten, daß ein Priester denselben Weg kam. Ob er ihn wohl bemerkt? Ja, „er sah ihn, doch er ging vorüber.“

Unbegreiflich schien das unserm kindlichen Denken und Fühlen. Doch da kam ja noch einer, ein Levit. Ob der sich wohl erbarmt? Vergebens hatten wir gehofft. Nun ist wohl alles vorbei! Der Armste muß sein Leben verlassen enden. Wie erleichtert atmeten wir aber auf, da es hieß, „da kam ein reisender Samaritan, sah ihn, ward von Mitleid gerührt, trat zu ihm hin, goß Wein und Öl in seine Wunden und verband sie. Dann hob er ihn auf sein Lasttier und brachte ihn in die nächste Herberge.“ Nun wird alles wieder gut werden. So unser frühestes Denken. Und mit den Jahren ging uns auch immer mehr das andere Verständnis auf. „Welches von den dreien scheint dir der Nächste desjenigen zu sein, der unter die Räuber fiel?“ So selbstverständlich schienen uns bald die Antwort: „Der, welcher Barmherzigkeit getan hat.“

Jahrzehnte gingen vielleicht seit jenen Kindertagen. Wer nicht nur mit den Ohren, sondern mit williger Seele auf die heiligen Worte der Parabel lauscht, dem klingen und schwingen sie jährlich tiefer und tiefer in die Seele, vor allem das gewaltige, fordernde und zwingende Schlußwort: „Geh' hin und tue desgleichen“, übe Barmherzigkeit!

Viele, gar viele möchten sich einreden, das ist nicht mein Beruf. Wo für gibt es denn Armen- und Krankenhäuser, Fürsorgeanstalten, charitative Vereine jeglicher Art? Sie haben sich zur Aufgabe gesetzt, der Menschheit zu helfen. Und dann all die sozialen Gesetze ohne Zahl!

Da fällt mir eine Sage ein. In der Nähe des alten Rom fand sich eine tiefe Erdspalte, die schon vielen zum Verderben geworden. Es ging die Sage, das Beste müßte man hineinwerfen, dann würde sie sich schließen. Und so warfen die Römer ihre kostbarsten Kleinodien hinein, doch sie schloß sich nicht. Da war ein edler Jüngling, dem ging der Sinn der Sage leuchtend auf. Er stürzte sich hinein, opferte sich aus reiner, selbstloser Liebe und gleich schloß sich über ihm die Spalte. . . .“



Doré: Der barmherzige Samariter

Gähnt nicht zwischen der Menschheit von heute ein unheilbringender, tiefer Abgrund. Welch ein Klassen- und Ständehaß, wieviel klastende und schroffe Gegensätze! Man will helfen. Gründet Verein um Verein, stellt Gesetze auf und hofft dadurch die Kluft zu schließen. Vergebliches Bemühen, weil sooft das Beste fehlt, die Liebe. Die barmherzige, selbstlose, dienende Liebe muß hineingeworfen werden in den Abgrund, sie wird ihn schließen, wird die Menschenherzen verbinden.

Du fragst, was kann ich einzelner da tun? O, viel, sehr viel. Auf die Liebe jedes einzelnen kommt es an. Sind nicht alle Menschen Wanderer, die gleich dem Manne im Evangelium von Jerusalem nach Jericho gehen? Sie sind gleich diesem vielen Gefahren ausgesetzt. Schau sie dir einmal an, alle die dir begegnen auf dem Lebensweg, schau sie an mit dem Tiefenblick, mit verstehender Seele. Gewiß, du kannst nicht allen helfen. Das wäre ein töricht Wollen und Hoffen. Doch dem einen oder dem anderen kannst du Barmherzigkeit tun. Oft schon hilft ein Geldstück, ein Mittagessen in Liebe gegeben dem andern über die nächste leibliche Not. Manchmal gibt ihm diese scheinbar kleine Hilfe wieder den Glauben an die Menschengüte. Nie wieder werde ich den dankbar leuchtenden Blick vergessen, der mir einst aus dem weitergebräunten, leidgefurchten Gesichte eines arbeitslosen Handwerksburschen entgegenstrahlte. Es war bitterkalter Winter. Da kam er in sehr dürftiger Kleidung frostzitternd an unsere Türe. Aus den tiefgelegenen Augen schrie der Hunger, nicht nur der leibliche, nein, auch der Hunger nach Güte und Verstehen. Ein Plätzchen in der wohligen Stube, eine Erquickung, ein warmes Kleidungsstück, ein paar mitfühlende, liebende Worte und sein innerer Groll, seine Verbitterung gegen alle Besitzenden schmolz wie der Schnee an seinen durchlöcherten Schuhen. Und in seinem Händedruck lag mehr als Dank, da lag wieder Mut und Vertrauen und aus seinen Augen sprach wieder Glauben an Menschen- und Gottesgüte.

Du kannst vielleicht einem Arbeitslosen Erwerb verschaffen, das ist noch besser als klingende Münze.

Manchmal kannst du vielleicht Weggenosse sein. Frage nicht: „Bin ich denn der Hüter meines Bruders?“ Du bist nicht nur verantwortlich für deine Seele. Du wirst einmal mehr oder weniger Rechenschaft ablegen müssen für die Seelen jener, mit denen dich das Leben zusammengeführt.

Vielleicht fiel dein Nächster unter die Räuber, weil du nicht in selbstloser Liebe gewacht. Er blieb halbtot liegen, weil du nicht den Wein der Liebe und das Öl der Barmherzigkeit in seine Wunden geträufelt. Er zerbrach am Leben, weil du ihm zuvor den Glauben an Liebe und Treue zerbrochen. Was willst du dem Ewigen sagen, wenn er seine Seele einst von dir fordert?

Du zählst vielleicht auf all die Guttaten deines Lebens, all die Hilfeleistungen: Jeden Sonntag wirfst du eine klingende Münze in den Opferstock; du hast eine große Summe auf öffentlicher Liste gezeichnet; du machst regelmäßig Besuche in Krankenhäusern und Spitälern, bist Mitglied in mehreren charitativen Vereinen usw.

O ja, viel hast du getan. Hattest immer das Wort Barmherzigkeit auf den Lippen. Doch trugst du sie auch in tiefer Seele? Ich meine jene Barmherzigkeit, die gibt, ohne daß der Empfänger es als Geschenk empfindet, die gibt ohne Ersatz, ohne Dank, ohne Lob zu erwarten. Die um so glücklicher ist, um so lieber schenkt, je verborgener ihr reiches Geben bleibt. Jene Barmherzigkeit meine ich, die auch persönliche Opfer bringt. Wie tat der barmherzige Samaritan? Er frug nicht nach Name und

Stand des Hilfsbedürftigen, kümmerte sich nicht, ob der ihm einst danken werde, er nannte auch dem Wirte nicht den eigenen Namen. Nur eines tat er: Er half in selbstloser, heiliger Liebe. „Geh' hin und tue desgleichen. . .!“

Moschesch, der Begründer des Basutoreiches

(Fortsetzung)

In den Missionaren hatte Moschesch die Freunde gefunden, die er suchte. Sie standen ihm bei mit ihrem Rat und lehrten ihn die Weißen verstehen; schrieben seine Berichte an die europäische Behörde, wobei sie in denselben die Wendungen und Ausdrücke seiner Sprache beibehielten. Sie freuten sich an seinem edlen Mut, seiner reichen Erfahrung, an der Art, wie er seine Regierungsgeschäfte erledigte und an seiner liebevollen Freundschaft, die er ihnen erwies. Diese engen Beziehungen zwischen Häuptling und Missionaren schlugen für den ganzen Stamm zum Segen aus.

Mit den Jahren wurden die Verhältnisse in den umliegenden Gebieten verworrener. Regierungswechsel in der Kapkolonie veranlaßte die Buren zu dem berühmten großen Zuge nach Norden, in die von Tschaka verwüsteten Gebiete. Auch um die Grenzen des Basutolandes begann man sich zu streiten. Moschesch war bereit, Siedler in sein Gebiet aufzunehmen, doch sollten diese sich stets bewußt bleiben, daß sie nur als Gäste Aufnahme fanden. Als man aber von ihm die Übergabe von Land, das er sein Eigentum nannte, erzwingen wollte, ließ ein Streit sich länger nicht vermeiden. Die Spannung erreichte ihren Höhepunkt, als undisziplinierte Banden das Land durchzogen und nach Belieben plünderten und raubten. Zur Verwirrung trug noch der Umstand bei, daß man garnicht wußte, wie sich die englische Behörde zu den wandernden Buren stellte. Strafexpeditionen, die im Stammesgebiet nach Verbrechern fahndeten, trugen ebenfalls zur Erbitterung bei. Als Belästigung empfand man auch das zeitweilige Erscheinen von hohen Regierungsbeamten, die über Verträge und Abkommen verhandelten und sich um die Herstellung von Landkarten bemühten.

Mit den Buren stand Moschesch meist auf Kriegsfuße, doch mit den englischen Behörden kam er lange in Frieden aus, so daß ein Statthalter der Kapkolonie über ihn schreiben konnte: „Moschesch ist der weitblickendste und aufrichtigste Häuptling ganz Südafrikas, der es verdient, daß man ihm Vertrauen und Achtung entgegenbringt.“

Moschesch suchte die Negerstämme zu vereinigen und sammelte sie zum geschlossenen Vorgehen gegen die Übergriffe der neuen Siedler. Die englischen Behörden der Kapkolonie bat er um Hilfe, ja, er wandte sich sogar an die englische Königin. Zuweilen half man ihm, zuweilen auch nicht. Obgleich Moschesch in Kriegen, die ihm aufgezwungen wurden, fast immer siegreich war, so schätzte er den Frieden und die Freundschaft doch höher als den Sieg. Die Geschichte von der Schlacht bei Vereas gibt uns einen tiefen Einblick sowohl in die Sorgen des Häuptlings, wie auch in sein weises Verhalten in einer erfolgsgekrönten Stunde.

Die Kapkolonie hatte einen anderen Statthalter erhalten. Sogleich beklagten sich die Buren bitter darüber, daß die Räubereien der Basutos überhand nähmen. Die Klage war mit Recht vorgebracht, obgleich Moschesch in keiner Weise mit den Ausstreitungen etwas zu tun hatte, ja diese sogar untersagte. Nun forderte die Behörde Wiedererstattung des Geraubten und legte dem Volke dazu noch eine schwere Strafe auf. Sie ließ auch Truppen rings um den Vereaberg aufmarschieren, die die Zahlung von den Basutos erzwingen sollten. Innerhalb von drei Tagen sollten 10 000 Stück Vieh und 1000 Pferde zur Stelle sein.

Sowohl Moschesch wie auch die Missionare waren von der Unmöglichkeit der Leistung überzeugt, da das Vieh in so kurzer Zeit nicht zusammengebracht werden konnte. Moschesch übersandte nun ein Drittel des Geforderten und wartete das Weitere ab. Die Truppen von der Kapkolonie brachen von der Missions-

station, die unterhalb von Thaba-Bosiu lag, auf und rückten in drei Kolonnen vor. Die erste blieb im Hinterhalt stehen, da sie die Viehherden mit sich führte, die zweite rückte zum Angriff vor und die dritte suchte in den Felsenklüften Deckung, wo sie die ganze Nacht hindurch blieb. Da aber am nächsten Morgen der gewünschte Erfolg des Angriffes ausblieb, zogen sich alle drei Kolonnen zu ihrem Ausgangspunkte zurück. Droben auf dem Ramme des Vereaberges bewegten sich Krieger des Basutovolkes und beobachteten den Rückzug des Feindes in der Ebene. Alle fühlten, daß der Sieg auf Seiten der Basutos war. Doch Moschesch dachte an keinen Siegesjubel, denn er wußte, daß sein Volk durch die Räubereien Unrecht begangen hatte, daß durch diesen Sieg der Waffen noch nicht gut gemacht war. Um Mitternacht ließ er einen Missionar zu sich rufen und diktierte ihm folgenden Brief an den Statthalter:

Thaba-Bosiu, Mitternacht des 20. Dez. 1852

Eure Excellenz! Heute haben Sie gegen mich gekämpft und viel Vieh hinweggenommen. Da Sie wegen der Entschädigung der Buren gegen uns zu Felde gezogen sind, so bitte ich Sie nun damit zufrieden zu sein, was Sie erreicht haben. Ich bitte um Frieden. Sie haben uns gestraft. Es mag genügen, darum bitte ich Sie. Schauen Sie mich nicht weiterhin als einen Feind der Königin an. Ich will alles versuchen, um mein Volk in Zukunft in Ordnung zu halten.

Ihr ergebener Diener

Moschesch.

Daraufhin ließ der Statthalter alle Truppen den Rückzug antreten und es erfolgte kein weiterer Angriff. Manche hielten es für einen Mißgriff, daß der Statthalter den Zweig, den Moschesch ihm anbot, annahm. Doch stimmen nur noch sehr wenige dieser Ansicht bei.

In späteren Jahren, als das Basutoland von allen Seiten bedrängt wurde, ging Moschesch auch nicht immer gerade Wege. Sein Selbsterhaltungstrieb war im Alter ungebührlich gesteigert. Doch der Hauptgrund dazu liegt in den Wirnissen der Zeit, denen Moschesch ebenfalls seinen Tribut zollte. Er hielt nicht alle seine Versprechen und führte nicht alle seine Unternehmungen zu Ende. Doch er war nicht allein, der in jener Zeit Fehler machte. Das zähe Festhalten des Hauptlings an der Unabhängigkeit des Basutolandes war manchem ein Dorn im Auge. Ebenso nahmen auch viele Anstoß an seiner Ausdauer, mit der er sein kleines Volk durch alle Gefahren hindurchlenkte, bis er es unter den direkten Schutz der britischen Krone gebracht hatte, und so es vor der Auflösung bewahrte.

Was die innere Regierung anbelangt, so war Moschesch ein weiser Regent, der sein unabhängiges und etwas ungestümes Völkchen in Gerechtigkeit und Güte zu leiten wußte. Er gab ihm gesunde Gesetze, förderte die Erziehung und belebte den Handel. Doch suchte er die Einfuhr von Alkohol zu verhindern. Er leitete seine Leute zum Nachdenken an, damit sie sich bei Beratungen im Interesse des Gemeinwohls mit Erfolg und Nutzen beteiligen konnten. Unter seiner Leitung erlangte der Pitso oder die Volksversammlung eine Machtstellung, die sich bis heute fast unvermindert erhalten hat. Nichts erstrebte er zur eigenen Bereicherung. Das Wohl seines Volkes war das Ziel aller seiner Arbeit. Und diese Arbeit war nicht vergeblich. Selbst weiße Regierungsbeamte haben sich oft und oft bewundernd über das Geschick geäußert, mit dem er sich durch alle Zeitenwirren hindurchsand.

Von seinem Volke wurde Moschesch hoch verehrt und durfte die Leitung über dasselbe fast bis zum Ende seiner Tage in Händen haben. Als er endlich vom Alter geschwächt und halb blind am Ende seiner Kraft stand, gab er seine Regierung auf. Seine Söhne übernahmen nun die Leitung des Staates. Der alte Mann, nur noch ein Schatten seiner einstigen Kraft und Größe lebte nur noch kurze Zeit. Endlich im Jahre 1870 starb er in einem Alter von über 70 Jahren.

Nun leuchtete sein Ruhmesglanz noch einmal auf. Die Basutos begannen nun alle seine Großtaten aufzuzählen, die er zum Wohle ihrer Nation vollbracht hatte. Sie gedachten auch der selbstlosen Arbeit ihres Häuptlings. Und wieder ward Moschesch der gefeierte Held des Volkes, wieder herrschte er in allen Herzen und noch heute lebt im Herzen dieses Volkes Moschesch, der Begründer der Basutonation.

Heute wird das Basutovolk von Criffith, einem Sohne des großen Häuptlings regiert, der ein guter Katholik ist. Unter seinem Schutze arbeiten die Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis Mariä mit großem Erfolg an der Missionierung des Landes. Die in Natal lebenden Basutos werden von den Mariannhiller Missionaren auf den Stationen Mariazell, Marialinden u. a. seelsorglich betreut.

Missionspost

Polygamie bei den Matabele

Von P. Joseph Kammerlechner, RMM., Empandeni (Bulawayo)

Das Volk, das die ausgedehnte Missionsfarm von Empandeni und deren Umgebung bewohnt, ist kein reines Rassenvolk, sondern ein Mischvolk, vielfach zum Unterschied von den Matabele, Amafalanyas genannt. Im ganzen Volk aber, ob reine Matabele oder Amafalanyas, bleibt sich ganz gleich, ist die Vielweiberei sehr eingebürgert und bildet ein Haupthindernis gegen das Durchbringen des Christentums. Auch christliche Ehemänner kommen leicht in Versuchung, ihren Glauben beiseite zu setzen und in dieses Laster zu fallen, was natürlich dann die Notwendigkeit im Gefolge hat, die Missionsfarm verlassen zu müssen. So findet man in dem Taufbuch viele Heiraten verzeichnet und die Familie ist nicht mehr zu finden, sie ist ausgezogen: warum? Die Antwort lautet fast regelmäßig „Vielweiberei.“ Da aber zum Heiraten immer zwei gehören, so liegt hier der Fehler bei beiden Geschlechtern. Der bekannte verstorbene Missionar



Unser Hochwft. P. General mit den Brüdern der Vertretung in Linz

P. Frägle, S. C. I., schreibt in seinem Buche über seine Kongo-Mission: „Alter Makulu, deine Weissagung erfüllt sich: Mit der Vielweiberei wird es zu Ende gehen — — —; denn ihr werdet keine Mädchen mehr finden, die sich kaufen lassen.“ Diesen Satz Frägle's können wir in unserer Mission nicht anwenden; denn selbst kath. Mädchen und Frauen leihen nur zu willig der Versuchung ihr Ohr und lassen sich als so und so vieltes Weib verschachern.

Was ist nun der Grund dieses Übels unter diesem Volke? Sinnlichkeit ist es wohl zum Teil, aber sie ist durchaus nicht ausschlaggebend; denn wahrhaft sittlich auf diesem Gebiete steht dieses Volk nicht tiefer, wenn auch nicht höher als irgend ein anderes Volk, europäische Völker nicht ausgenommen. Der Hauptgrund liegt wohl in der Bequemlichkeit des Mannes und dessen zu großem Reichtume. Er muß eben mehr Weiber nehmen, weil er eben für mehr als eine Arbeit hat. Oder seine erste Frau ist schon zu alt, daher braucht er eine junge Kraft. Mägde gibt es nicht, also muß eine junge Frau her, die noch tüchtig arbeiten kann.

Derselbe Fall tritt ein, wenn die Frau unheilbar krank wird. Das ist auch der Grund, warum selbst kath. Frauen nichts dagegen haben, wenn der Mann eine zweite Frau nimmt; denn geteilte Arbeit ist halbe Arbeit.

So war das ein wichtiger Beratungspunkt, als ich neulich im Bulekraal war, wo wir dieses Jahr eine Schule errichteten. „Ja, was ist es mit den Mädchen, die da lernen und dann schließlich getauft werden, kann man die verheiraten?“ — „Ja, selbstverständlich könnt ihr die verheiraten, natürlich aber nur mit einem christlichen Burischen.“ — „Ja, was aber, wenn von uns einer — natürlich zu seinen anderen Frauen dazu — noch ein junges Weib haben will und ein Mädchen freit?“ — „Ja, das geht natürlich nicht.“ Es war mir wirklich sehr belustigend, wenn ich diese alten, zahnlosen, „wunderschönen“ Bräutigame betrachtete, die noch junge Mädchen freien wollten. O ihr glücklichen Bräute! Als ich sie aber tröstete, daß noch lange nicht jedes Mädchen, das jetzt lerne, auch getauft werde, sondern daß es auch ihr Vater zugeben müsse, da waren sie wieder zufrieden. Man müßte eigentlich lachen, wenn es letzten Endes nicht so unsagbar traurig wäre. Die Vielweiberei macht den Menschen doch wirklich zum Tiere und läßt die Gottesidee der Schöpfungsgemeinschaft zwischen Eltern und dem allmächtigen Gott ganz in seiner Seele ersterben.

Und was kann man tun, um diese Zustände abzuschaffen? Motulu aus P. Fräule's Buch hat uns den Weg gewiesen. Es darf keine Mädchen und Frauen mehr geben, die sich noch für die Vielweiberei hergeben. Dann aber muß die religiöse Erziehung gerade der Frauen- und Mädchenwelt im Mittelpunkt unserer Missionstätigkeit stehen, dann muß der Liliengarten der unbefleckt bewahrten Keuschheit auch hier zu blühen anfangen, so wie wir es überall in den Mariannhiller Missionen finden. Es muß durch tiefe religiöse Erziehung der Mädchenwelt auch hier die Möglichkeit, Eingeborenen-Schwestern heranzuziehen, gegeben sein. Ein besseres Christentum, das ist das Mittel, nicht Säuberung der Missionsfarm von allen korrupten Elementen. Es ist ja sicher nicht zu verwerfen, im Gegenteil, wenn das Mutterbedürfnis der Mädchenwelt ein großes ist und jede es als ihr Ideal betrachtet. Es ist das ein Zeichen sittlichen Hochstandes im Gegensatz zu Europa mit seiner Kinderscheu. Das aber muß der christliche Geist schaffen, daß sie dabei den Weg des Willens Gottes wählen, d. h. in der rechtmäßigen Ehe allein ihre Sehnsucht nach dem Kinde zu erfüllen trachten. Aber auch ein noch höheres Ideal darf wenigstens einem echt christlichen Volke nicht ganz fremd sein, seinen Leib anstatt Gott hinzugeben im Dienste des Schöpfers als Vater und Mutter, seinen Leib zu kreuzigen in ständiger Enthaltbarkeit, um ihn als wahres Brandopfer Gott dem Herrn darzubringen. Daß diese Ideen dem Volke hier einstweilen noch ganz fehlen, ist zum Teil auch die Schuld der Theorie, die bisher hier leitend war in der Missionierung, daß der Eingeborene zu einem eigentlichen Tugendstreben gar nicht fähig sei. Ordensberufe wäre nur etwas für Weiße, aber nicht für Schwarze. So hat mir vor kurzem ein sonst ganz braves Mädchen, das schon mehrere Jahre hier bei den Schwestern lebt, auf die Frage ob sie nicht Schwester werden wolle, zur Antwort gegeben: „Ich bin doch ein schwarzes Mädchen.“ Ja, Erziehung zu wahrer christlicher Schamhaftigkeit und Keuschheit, das ist wohl das einzige Mittel zur Abschaffung der Vielweiberei, daß es eben nur noch überzeugte christliche Frauen und Mädchen gibt, die den nötigen Martyrermut haben, sich auf keinen Fall, selbst bei Todesgefahr, für die entwürdigende Vielweiberei herzugeben. Damit das gelinge, bitten wir um das Gebet der Missionsfreunde.

Herz Jesu-Sonntag in der Mission

Von P. Karl Kräutle, RMM., Lourdes

Eine dreitägige Missionstour liegt hinter uns. Bin erst kurze Zeit in der Mission — also noch ein Neuling, der alles noch mit anderen Augen betrachtet als ein erfahrener, langjähriger Missionar. Alles betrachtet man von der schönen Seite und von so manchem läßt man sich erfreuen, wenn man hinausreitet, seien es nur hungernde Schweinchen, die einem über den Weg laufen oder etliche große mit edel geschwungenen starken Hörnern geschmückte Ochsen, die am Wegestrand oder am Bergesabhang ihre Nahrung suchen. Man kann sich freuen selbst über ein herziges, dickes, schwarzes Baby, das zufrieden und so sicher auf dem Rücken der schwarzen Mutter sitzt wie das Kindlein zu Hause, in Deutschland, im weichen Bettchen eines netten Kinderwagens.

Diesmal also durfte ich als Gast oder Gehilfe mit einem älteren Missionar mitziehen auf eine dreitägige Missionstour. Es ist an einem Samstag, 9 Uhr vormittags. Ein plötzlicher Krankenruf beschleunigt noch unsern Ausbruch. Die Pferde stehen bereit. Die Mäntel sind aufgerollt und vorne am Sattel befestigt hängen zu beiden Seiten große Ledertaschen herab mit Meßwein, Hostien — Verpflegung — wie auf einem Marsch im Feindesland; gewiß, Heidenland ist geistiges Kriegsland. Wir sind zur Abreise bereit. Ich hole aus dem Tabernakel das Allerheiligste und lege eine Hostie in die Versehburse, schwinde mich auf's Pferd und fort geht es. Schnell liegt unsere große Station hinter uns. Mein Begleiter eilt eine Strecke voraus — ich komme nach. Es ist Vorabend des schönen Herz-Jesu-Sonntags. Meine Gedanken eilen hinüber über das weite Meer — in die heimatlichen deutschen Lande, wo dieser Tag immer mit besonderer Feierlichkeit begangen wird. Auch hier im Missionsland ist es so. Hunderte von schwarzen Christen kommen stundenweit aus den verschiedensten Richtungen herbei, um ihren religiösen Pflichten nachzukommen, um gemeinsam Herz-Jesu-Freuden zu erleben in der großen, stattlichen Mutterkirche zu Lourdes. Aber nicht alle können kommen. Darum geht der Missionar hinaus, um auch jene Menschen an den Herz-Jesu-Freuden teilnehmen zu lassen. Und die Kranken! Ja, überaus groß ist die Liebe des göttlichen Herzens Jesu. Der Heiland, der große göttliche Menschenfreund, will auch zu den entferntesten Menschen kommen. Schon bei manchem Ritt zu einem Kranken dachte ich, der Heiland will selber einmal den Weg gehen, den der Kranke in gesunden Tagen vielleicht so oft zur Missionskirche gegangen, der Heiland will selber die Hütte sehen, das Lager des Kranken, bevor dieser hinübereilt in die bessere, ewige Heimat. „Ja, kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken“, so ruft der Heiland auch heute noch zu armen und verlassenen Kranken hier im Missionsland.

Aber hohe Berge geht es, hinauf, hinunter, und wieder hinan und steil wieder hinunter. Wir steigen ab und das Pferd folgt seinem Reiter. Eine schwarze Frau kommt heran und zeigt uns den Weg. Dort weit unten stehen einige Hütten. Ein junger Mann, ganz ordentlich gekleidet, wartet schon auf uns. Er führt unsere Pferde beiseite. Wir stehen vor der Hütte. Aber das laute Stöhnen einer Schwerkranken ruft uns hinein. Da liegt auf dem Boden eine junge Frau, die erst vor kurzer Zeit in den Ehestand trat. Bei unserem Erscheinen wird die Kranke ruhig. Sie ist ja ein treues Kind unserer hl. kath. Kirche und weiß ja — es kommt jetzt der Heiland und will mir helfen. Nach Empfang des hl. Bußsakramentes kommen die Angehörigen und sonstige Bekannte herein in die Hütte und setzen sich nieder, die Frauen links, die Männer rechts. Der einfache Altar, eine Kiste, darauf ein weißes Tuch, wird neben dem Krankenlager errichtet. Ich lege die goldene Versehburse auf das weiße Linnen, zwei Kerzen brennen, es ist alles sehr arm. Der Heiland war ja auch so arm auf die Welt gekommen, und gerade dadurch will er die Armen reich machen; reich an der Seele. Die Leute knien jetzt nieder — der Priester spricht das „Domine, non sum dignus“ und die Sterbenskranken richtet sich ein wenig empor und empfängt den Leib des Herrn. Ganz still ist es jetzt in der Hütte. Welch heiliger Augenblick! — Weit ab vom Lärm der zivilisierten Städte, in stiller Einsamkeit. Weit im Innern dieses Landes brennt die Herz-Jesu-Liebe; der Heiland nimmt Wohnung in dieser Seele. Herz Jesu-Freuden — Heilandsfreuden — leuchten nun aus den glühenden Augen der fiebernden kranken jungen Frau. Und was bedeutete für uns dieser Herz Jesu-Dienst? Den Heiland, den Freund der Kranken, das Kostbarste, was wir haben, lassen wir zurück im Herzen der Sterbenden. Wir nehmen Abschied, besteigen unsere Pferde, um Herz-Jesu-Freuden noch in weiteren Seelen zu entzünden.

Heiß brennt die Mittagssonne vom hellblauen Himmel. Immer hart bergauf geht unser Weg. Die treuen Pferde sind ihn schon längst gewöhnt. Hin und wieder kommt ein schwarzer Reiter an uns vorbei, meistens ein Heide. Doch jedermann grüßt uns freundlich und wir erwidern den Gruß. Die Schwarzen haben eine große Achtung vor ihrem Missionar. Sie wissen, daß er eine hohe, heilige Gewalt besitzt und daß er ihnen helfen will. Der Heide grüßt den Missionar, die rechte Hand nach vorne hoch erhebend, mit sakubona (unser „Guten Tag; grüß Gott!“) oder nur mit 'msandis(i), oder mit 'Nkos(i), Herr; letzterer Name gilt gewöhnlich dem Häuptling. Aber wie ganz anders lautet der Gruß von Christen, Männern, Frauen und Kindern. Da kommen Schulkinder des Weges. Schon von weitem grüßen sie ihren Baba gemeinsam und laut mit dem schönen kathol. Gruß: „Madunhizwe u Jesu 'Kristo — Gelobt sei Jesus Christus!“ Der Missionar sagt: „Kuze kuba pakade — in Ewigkeit.“ Die Kinder sagen dann gemein-

jam: „Amen.“ Ist das nicht etwas so Schönes und Nachahmenswertes! Darum sei es ein Apell vor allem an die missionstreu und missionsbegeisterten Kinder in deutschen Landen: Grüßt mit den schwarzen Christenkindern eure Priester in Stadt und Dorf mit dem schönen katholischen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus.“

Unsere Reise geht weiter. Da und dort sehe ich am Bergeabhäng einige Hütten, die von ferne aussehen wie große Bienenkörbe. Ich frage meinen Begleiter: „Wohnen dort Christen?“ „Nein“, lautet kurz die Antwort, „das sind Heiden!“ Bald aber erreichen wir das Gebiet, wo unsere schwarzen Christen wohnen. Dort weit drüben am Fuß des hohen Berges in Enfigeni, so heißt man das Gebiet, sehe ich das stattliche Missionskirchlein.



Unsere diesjährigen Afrikamissionare
Von links nach rechts:
Br. Richard, P. Buchard, P. Eder, Br. Tarjitius

Um 3 Uhr nachmittags kommen wir müde dort an. Wir schreiten zur Kirche. Da kommt ein schwarzer, gut gekleideter Mann uns entgegen. Das muß was besseres sein, dachte ich mir; denn er trägt einen eleganten Frack und einen hohen Stehfragen. Welch eine Überraschung! „Ist das der Katechet?“ frage ich noch schnell meinen Führer. „Ja.“ Nun war das Rätsel gelöst. Es ist der Katechet Aloys, der hier schon viele Jahre segensreich wirkt. Er kommt uns freundlich entgegen, begrüßt uns und freut sich auch auf den Missionar, der alle 4 Wochen nur einmal kommen kann. Neben dem Kirchlein ist das „Priesterhaus“, eine einfache Kraalhütte mit Strohdach. Die Zimmereinrichtung ist auch denkbar einfach, ganz franziskanisch: ein Tisch und ein paar Stühle, 2 Bettstellen und einige Bilder an der Wand. Und doch fühlten wir uns ganz heimisch. Für mich war das Hüttenleben etwas ganz neues. Raum hatten wir hier Einzug gehalten, da kamen schon Eingeborene, um mit dem Umsundisi ihre Angelegenheiten zu regeln. Die

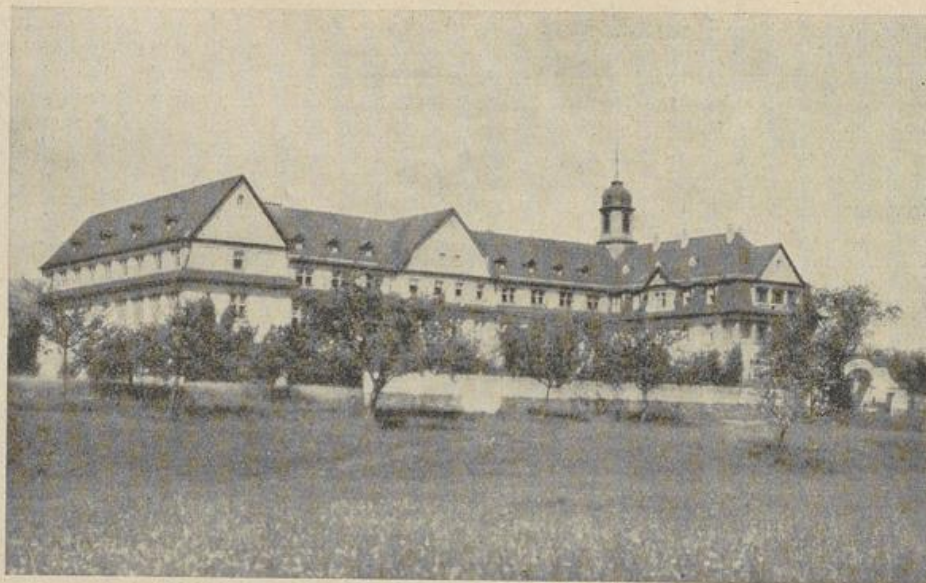
Leute setzen sich dabei auf den Boden und bringen so ihre Anliegen zum Vortrag. Ich spitzte natürlich auch meine Ohren — aber da ich der Zulusprache noch sehr unkundig war, konnte ich der Gerichtsverhandlung doch nicht recht folgen und kann darum hier den verehrten Missionsfreunden den Sachverhalt auch nicht wiedergeben. Ich nahm mein Brevier zur Hand, um die folgende Arbeit mit meinem schwachen Gebete zu befruchten. Bald wurde es dunkel, und das wird es hier in Afrika sehr rasch und nun kam das Abendessen. Dasselbe haben wir ja mitgenommen, dachte ich, so kann es hier nichts Neues geben. Aber plötzlich kamen da zur Türe herein zwei Kinder, die auf einer Platte ein gekochtes Huhn brachten mit Bohnensuppe und Tee. Nun, jetzt kann's reichen, dachte ich. Wir suchten uns dann zu stärken mit diesen unerwarteten Liebesgaben. Stockdunkel ist es draußen, totenstill um uns. Wir beendeten unsere Pflichtgebete und legten uns nieder zu einem erquickenden Schlafe.

Freudlich steigt der Sonntagmorgen empor. Ja, Sonntag ist's in deutschen Landen — Sonntag ist's in allen Wipfeln — Sonntag ist's in Berg und Tal! Schon in früher Morgenstunde kommen die Gläubigen zur hl. Beichte; das Tageswerk hat begonnen. Höher steigt die Sonne und durchbricht die Nebelschwaden; zahlreicher eilt jetzt das Volk herbei. So viele Gläubige kommen zur hl. Beichte, um ihr Herz zu öffnen den Herz-Jesu-Freuden. So geht es bis über 10 Uhr. Auf der Seite sitzen die Leute im Gras und unterhalten sich ruhig und warten, bis der Gottesdienst beginnt. Ich komme eben an einer Gruppe älterer Frauen vorbei, die auch beisammen sitzen und es sehr wichtig haben mit besonderen Kunstgriffen. Im Mittelpunkt steht das Schnupfen, und das ist ein ehrenvolles Vorrecht der älteren Frauen. Diese haben nämlich besondere Löffelchen, die sie gewöhnlich hinter dem Ohr tragen. Mit diesem „Beförderungsmittel“ vollzieht sich sehr vorsichtig und feierlich das Schnupfen. Die Kinder erfreuen sich beim Spiel.

Da klingt die große Missionsglocke. Alle eilen in die Kirche; doch sie ist bald voll. Halb 11 Uhr ist's geworden. Da durfte ich an den Altar treten zum hl. Opfer. Während der Priester sich ankleidet, singen alle mehrstimmig die 10 Gebote Gottes und die 5 Gebote der Kirche, um stets eingedenk zu sein, was zu einem guten Christenleben gehört. Mit dem Kreuzeszeichen des Priesters beim Stufengebet beginnt auch das Volk mit dem „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes. Amen.“ Abwechselnd folgen die Wehgebete und Gefänge in Zulu. Dabei wird es einem so ganz warm ums Herz, wenn man frisch von Deutschland kommt und sieht, was die früheren Missionare leisten mußten, wieviel Opfer und Entbehrung und Enttäuschung sie auf sich nehmen mußten, um das Heidentum von all den abergläubischen Sitten abzubringen, um es zu sammeln unter dem Kreuz zu einmütigem Gebete beim hl. Opfer in der einen wahren, heiligen katholischen und apostolischen Kirche. Ja, diese rastlose Arbeit der noch lebenden ergrauten Missionare hier im Missionsland wirkt neubelebend, ja überaus begeisternd auf jeden jungen Priester, der in den künftigen Jahren von Deutschland, von unserem teuren Piusseminar in Würzburg hierher kommen darf, um mit uns zu arbeiten, um da weiterzubauen, wo die bisherigen Missionare infolge gebrechlichen Alters aufhören müssen.

Unterdessen klingt das Glöcklein zur hl. Kommunion. Groß und Klein, Kinder und Erwachsene drängen sich zur Kommunionbank, um den Heiland zu empfangen, um Herz-Jesu-Freuden zu verkosten. „Ja, kommt zu mir“, so ruft der Heiland auch diesen Menschen zu, „ich will euch erquicken mit meiner Liebe.“ Die hl. Feier geht zu Ende und daran schließt sich die Herz-Jesu-Litanei mit dem Weihegebet an das göttliche Herz Jesu. „O liebster Jesu, Erlöser des Menschengeschlechtes, blicke auf uns herab, die wir uns in Demut vor deinem Altare niedergeworfen haben. Dein sind wir und dein wollen wir auch sein.“ Was gibt es Schöneres, als so an diesem Tage mit allen Völkern des Erdkreises dem göttlichen Herzen sich zu weihen.

Nun folgt die Predigt des Missionars. Er soll es doch sein, der stets als Leuchte vor seiner Herde einhergehen soll; der seine ihm anvertrauten Seelen an die Gnadenquellen des göttlichen Herzens Jesu führen soll. Er soll stets wachsam sein und fort und fort ausschauen nach den Feinden der Menschenseelen. Trotz dem muß der Missionar sehen, wie es da und dort Seelen, Christen gibt, die dem Heidentum wieder zum Opfer fallen. Was will der Missionar predigen, wenn es ihm mit jedem Tag mehr zum Bewußtsein kommt, wenn er immer mehr fühlen muß, wie Seelen retten so überaus mühsam ist, wenn er heute sät und in der Nacht schon der Feind kommt und Unkraut austreut, um Menschenseelen zu vergiften. Will sich der Missionar da nicht vielmehr eingedenk seiner eigenen



Missionsseminar Aloisianum Vohr a. M.

Photo A. S., Aloisianum

Schwachheit und Hilfsbedürftigkeit an seinen göttlichen Meister wenden mit dem Hilferuf: „Jesus, mein Heiland, predige Du doch selber diesem Volke!“ Und sieh, der göttliche Meister hilft seinem Gehilfen, dem Missionar, daß er auch in der fremden Sprache die richtigen Worte findet, um auch das schwarze Volk auf gute Weide zu führen. Nach der Predigt folgte der „Angelus“, der Engel des Herrn, und ein gemeinsames Muttergotteslied schloß den schön verlaufenen, gnadenreichen Herz-Jesu-Sonntag auf unserer Außenstation Ensigni.

Die Leute machten sich auf den Heimweg. Still wurde es wieder um das Kirchlein. Darin aber brannte das ewige Licht; denn der Heiland weilte noch im Tabernakel. Am nächsten Morgen führte uns ein weiterer Krankenruf zu einer schwer kranken Frau, die auch den göttlichen Gast ersehnte, um mit ihm Herz-Jesu-Sonntag zu feiern.

Auch wir zogen wieder heimwärts. Die Pferde liefen schneller. Dabei führte unser Weg an einer heidnischen Hütte vorbei, wo ein Biergelage stattfand. Ein paar Männer kamen heraus aus der dunklen Hütte und begrüßten uns. Ein alter Häuptling wollte sogar von meinem Begleiter eine „längst versprochene Hose“ haben. Da wir jedoch beim angeheiterten Zustand dieses „Hilfsbedürftigen“ keine Verhandlungen eingehen wollten, so ritten wir lustig gallopiierend weiter. Bald darauf kamen wir an einen Kraal heran, vor dem mehrere Männer beisammensaßen. Schon von weitem bemerkten wir, daß diese etwas besonders Wichtiges haben mußten. Als wir dann in ihre Nähe ritten, sahen wir, wie sie an einem Sarg für ein totes Kind herumarbeiteten. Das war nicht so einfach, da doch jeder sein Gutachten verwirklicht haben wollte, und wenn es auch nur eine alte gebrauchte Kiste war. Nicht weit davon stiegen wir ab, besuchten eine alte Frau mit ihren Angehörigen, die sich natürlich sehr geschmeichelt fühlte, und betraten deren recht ärmliche Hütte. Wir setzten uns auf den Boden auf ein Stück Holz. Während mein Begleiter sich mit den Christen unterhielt, machte ich stille Betrachtungen in der Hütte. Da sah ich nun abseits mir gegenüber die heidnische Mutter des toten Kindes, wie sie vor sich in eine Ecke starrte und so den ganzen Tag trauerte um ihr totes Kind.

Doch auf dem Heimweg begegnete uns noch ein schwarzer Mann mit einem Tabakspfeifen im Munde. Er kam weither und war guter Laune. Er wollte dort jemand besuchen, woher wir kamen. Kein Reisegepäck hat er bei sich und auch keinen Mantel, nur sein Pfeifen. So wandert er tagelang dahin. Kommt die Nacht, dann sucht er Unterkunft in einer Hütte und stärkt sich dort, bevor er weiterzieht.

Jetzt lag unsere Station wieder vor uns. Wir waren am Ziel — daheim — Lourdes, dem Zentralpunkt eines großen regsamem Missionsfeldes.

Wie man große europäische soziale Probleme lösen könnte

Wenn unser Professor im Gymnasium unsere geistigen Fähigkeiten sehr niedrig taxieren wollte, dann hat er immer gesagt: „Es ist besser, Sie gehen zu den Hottentotten oder zu den Zulusaffern!“ Ich hätte mir damals im Traume nicht einfallen lassen, daß ich wirklich zu den Zulusaffern gehen würde. Nun, da ich aber hier bin sehe ich, daß durchaus nicht alle Einrichtungen in Europa sehr ideal sind, ja, daß Europa von den hiesigen Schwarzen viel lernen könnte. Ich habe mir seither auch von dem Worte Kultur einen etwas anderen Begriff gebildet ich möchte lieber vieles, was man in Europa Kultur nennt, Aberkultur nennen. Es bestehen unter den Schwarzen Gebräuche, die viel besser sind als die Kultur in Europa. Ich will deshalb durchaus nicht behaupten, daß es möglich wäre, solche Gebräuche dort einzuführen. Aber wie schön wäre doch das Leben in Europa auch heutzutage, wenn man so leben könnte wie die hiesigen Schwarzen.

Schrecklich ist in Europa die Wohnungsnot. Eine Frau war bei Nacht am Sterben. Ich wurde als Priester gerufen. In dem kleinen Raume war eine kinderreiche Familie untergebracht, überall lagen die Kinder umher, selbst neben der Mutter mußten noch einige schlafen. Dabei eine Stadtluft, vor der einem Gott bewahren möge. Andere wohnen in elenden Kellern oder in Baracken zusammengepfercht wie die Heringe. Dabei müssen sie noch eine Miete zahlen, daß dem Manne die Augen übergehen, wenn das Vierteljahr zu Ende ist.

Anders hier. Hier ist jeder Hausbesitzer. Es gibt hier keine Mietwohnung. Wenn einer heiraten will, baut er sich selbst ein Haus. Er braucht keinen Maurer und Zimmermann. Der Bau ist in einem Monate fertig frisch zum Einziehen, schlüsselfertig, wie die Europäer sagen. Das Material kostet nichts. Er holt sich einige Stangen im Walde, auf denen das Dach ruht, die Wände werden einfach aus Erde gebildet, das Dach aus Stroh. Dabei braucht er keinen Baugrund zu kaufen, der Grund gehört infolge eines gesunden Kommunismus allen Leuten gemeinsam, die unter einem Chies leben, nur muß der Mann vom Chies einen Grund zugewiesen erhalten. Steuer hat er keine zu zahlen, außer der Kopfsteuer an die Regierung, die jeder im Betrage von einem Pfund jährlich ent-



Studenten des Aloysianums auf einem Ausflug

Photo A. S., Aloysianum

richten muß. Eine Baukommission braucht er auch nicht zu fragen, jeder baut hier wie es ihm gefällt und wie er wohnen will.

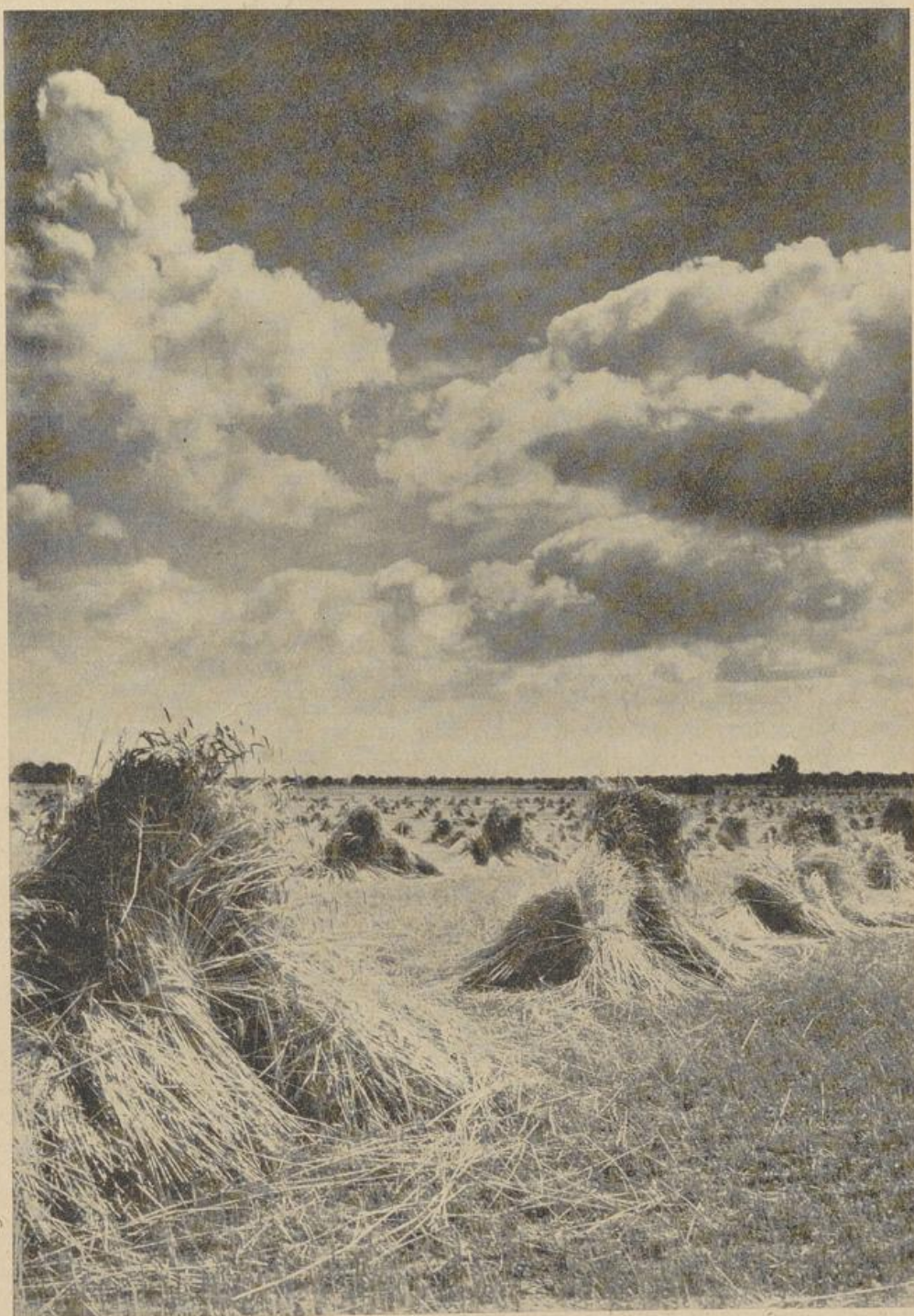
Man sage nicht, in einem solchen Loche möchte ich aber nicht wohnen. Wir selbst wohnen hier in der Mission öfter in solchen runden Kraalen, wo es recht wohnlich ist. Freilich machen wir Fenster, aber oft ist der Zimmerboden nur gestampfte Erde, die nach einem eigenen Verfahren festgeschlagen wird. Wenn der Kraal gut mit Gras gedeckt ist, braucht es keine andere Decke, da ist es schön kühl im Sommer. Wir haben Schulen in solchen Kraalen und auch Europäer wohnen darin. Wenn einer in Europa so etwas bauen würde, dann würde es ihm so ergehen wie einem Heimkehrer nach dem Kriege, der sich ein nettes Häuschen selbst gebaut hatte in St. Marien. Da erschien eines Tages die hohe, unangemeldete Baukommission und erklärte, das Haus müsse wieder verschwinden, weil es bauwidrig gebaut sei. Der Besitzer erklärte, wenn ich im Schweinestall meine Wohnung nehmen würde, dürfte mir niemand das verwehren, das sei seine Sache.

So würde es einem Europäer ergehen, wenn er mit der hergebrachten Kultur brechen würde, und sich ein einfaches Haus aus Erde oder Rasen, wie wir hier bauen, machen würde. Dafür aber hat diese Kultur nichts dagegen einzuwenden, daß infolge der Wohnungsnot viele körperlich und moralisch zu Grunde gehen. Vernet von den Schwarzen einfachere und billigere Wohnungen bauen.

Eine zweite brennende Frage in Europa, an der sich die Sozialpolitiker ihre Köpfe zerbrechen ist die Kinderlosigkeit. In den Taufbüchern kommt immer mehr das Einkinder-, Zweikinder- oder Reinkindersystem zum Ausdruck. Viele Pfarrer freuen sich schon nur mehr der ehelosen Tausen, weil die rechtmäßigen so selten werden. Damit geht Hand in Hand ein moralischer Niedergang, der die Beichtstühle verweisen läßt und den Heiland im Sakramente zum Einsiedler macht. Dieses Problem gibt es hier überhaupt nicht. Unlängst hat ein Mann am Schlusse des Brautergamens gesagt: „Hochwürden, bitte beten Sie morgen bei der hl. Messe für uns, daß wir ja recht viele Kinder bekommen.“ Wenn in Europa beim Brautergamen der Priester vom Kindersegnen spricht, dann bekommen schon viele die Gänsehaut, wenn sie nur an die Möglichkeit einer zahlreichen Familie denken. Wo werden wir Geld hernehmen, den Kindern Kost und Kleidung zu geben, wie müßten wir selbst uns deshalb vielleicht einschränken. Hier wimmelt es von Kindern. Kinderlose Familien werden von den anderen eher bemitleidet. Warum? So sonderbar es klingen mag: des Geldes wegen. Denn Kinder haben heißt hier reich sein, heißt viel Vieh bekommen, weil jedes Mädchen ohne Unterschied bei der Heirat mit Ochsen bezahlt werden muß. Auch die Buben sind deshalb nicht verachtet, denn der Bub heiratet später auch und vermehrt so auch den Wohlstand der Familie. Der Kaufpreis ist sehr hoch. 10 Ochsen und noch Geld dazu sind für die Braut zu entrichten. Da der Brauch allgemein ist, gibt es keine andere Möglichkeit für den Burschen als zu arbeiten und zu verdienen, wenn er heiraten will. Würde er aber uneheliche Kinder erhalten, so wäre das für ihn kein Gewinn, sondern ein großer Schaden, weil in dem Falle das Kind dem Vater der Braut gehört und er noch zur Buße ihm einen Ochsen geben muß. Daher sind uneheliche Kinder selten. Noch seltener ist der Fall, daß der Vater des unehelichen Kindes die Braut, wie es in Europa oft der Fall ist, einfach sitzen läßt.

Mit dieser Frage der Geburtenregelung ist zugleich ein anderes großes Laster ausgeschaltet, nämlich des himmelschreienden Kindermordes, dessen sich Europa schuldig macht, daß es so viele ungeborene Kinder vom Himmel ausschließt. Gott sei Dank ist dieses Laster hier fast unbekannt. Selten gibt es hier, trotz des Wunsches nach Kindersegnen, Familien wie in Europa mit zehn oder noch mehr Kindern. Da die Mütter die Kinder ausschließlich sehr lange stillen, ist die Geburtenfolge natürlich geregelt. Zwillinge sind nicht selten. Unlängst wurde ich zu einer Frau gerufen. Vor ihr lagen drei soeben geborene Buben, von denen schon einer gestorben war. Die anderen zwei konnte ich noch rechtzeitig taufen. Was würden in Europa die Brautleute sagen, wenn sie für ihre Kinder auch viel Geld erhalten würden. Vielleicht würden sie auch den Pfarrer bitten, er möge ihnen großen Kindersegnen ersuchen. Man würde schnell mit der Klage verstummen, daß man die Kinder nicht ernähren könne.

Die Gelehrten Europas zerbrechen sich jetzt auch die Köpfe darüber, woher es wohl kommen mag, daß die Krebskrankheiten so überhand nehmen. Diese schrecklich vielen Operationen in den Spitalern, dieses schmerzvolle Sterben. Man hat im Kriege der Unterernährung Schuld gegeben. Es sind aber von den Ökonomen nicht wenige unter den Leidtragenden. Ob nicht vielleicht die Ursache liegt in der Überkultur, in der vielfach unnatürlichen Ernährungsweise und im Übergenuße



Erntezeit

von Fleischspeisen. Merkwürdiger Weise ist diese Krankheit bei den Schwarzen sehr selten, fast unbekannt; auch bei der Missionaren nicht häufig.

Wie sorglos würde wohl eine Hausfrau in Europa leben, wenn sie die Ernährungsweise unserer Schwarzen etwas nachahmen würde. Die Hauptkost der Schwarzen ist hier Mais und Bohnen. Wenn ich so schreibe, denkt man in Europa gleich an die Strafkost. Der Mais ist hier sehr billig. Ein Sack kostet 10 Schilling. Den könnte eine Familie nicht in einem Monate aufessen, auch wenn sie sehr kinderreich wäre. Wir selbst essen am Morgen immer Palitsch, das ist, wie man in Europa sagen würde, Griesbrei oder Maisbrei; dasselbe ist kräftig und schmackhaft. Wie billig wäre ein solches Frühstück in Europa und wie ausgiebig. Die Hauptnahrungsmittel für den Eingeborenen sind Mais, Bohnen und Kürbisse, auch Sauermilch. Süße Milch trinkt niemand. Man lacht mich aus, wenn ich auf Reisen öfters meine Milchflasche herausnehme. Man braucht nicht zu denken, eine solche Kost wäre zu eintönig. Die Eingeborenen haben auch nicht für jeden Tag den gleichen Speisezettel sondern verschiedene Speisen aus diesen Nahrungsmitteln, die ihnen die Natur reichlich gibt. Wir Missionare essen selbst öfters solche Speisen und sie munden trefflich, wenn man im Kraale ermüdet sich niedergelassen hat. Brot kennen die Schwarzen nicht. Das Maisbrot, das man im Kriege bereitet hat, verdarb uns in Europa den Magen. Der Mais eignet sich nicht zum Brotbacken. Fleisch haben die Schwarzen selten. Wenn aber mal ein Stück Vieh geschlachtet wird, dann vertilgen sie unglaubliche Mengen davon. Als Getränk hat man Bier, der von Mais oder einer Körnerfrucht hergestellt wird, die man in Europa für Vogelfutter halten würde. Es gibt aber auch ein alkoholfreies Getränk, das aus der gleichen Frucht in anderer Weise hergestellt wird. Würde nun eine europäische Hausfrau nach diesem Recepte leben, wie würde dann ihre Tagesarbeit aussehen?

Als ich das erste Mal die Schwarzen in ihren Hütten sah, in denen kein Mobiliar steht als nur einige Krüge zum Kochen und einige Matten zum Schlafen, da bekam ich ein großes Mitleid mit dem armen Volke. Doch heute denke ich anders, nachdem ich sie kennen gelernt habe. Sie kommen in die Stadt und sehen die Wohnungen und Kultur der Europäer; so etwas wollen sie aber nicht. Wenn man heutzutage so viel leidet unter den Ansprüchen des täglichen Lebens, dann frage man sich, ob es nicht einen Weg gäbe zu einer einfacheren und billigeren Lebensweise. Nicht alles, was man an den Naturvölkern verachtet, ist verachtenswert.

Liedertext zu afrikanischem Vogelsang

Von P. Odo Ripp, RMM., Mariä Stella

Zur Ehre der Vogelwelt kann man sagen, daß seit Anbeginn der Schöpfung manch einer ihres Geschlechtes sich um die Menschheit sehr verdient gemacht hat. Als die Menschen noch im Schatten des Paradieses schuldlos und heilig wandelten, da wurde ihr Glück erhöht durch fröhlichen, heiteren Vogelsang. Noch entflohen die gefiederten Sänger nicht scheu vor ihrem Angesicht, fühlten sie doch, daß der Mensch ihr Herr und Gebieter war. Auch später noch, als schon die Sünde einen Miston in Gottes schöne Schöpfung brachte, da fiel den Vögeln die seltene Ehre zu, des Herrn Boten zu sein, um seinen Propheten und Heiligen manche Liebesdienste zu erweisen. Dem Diener Gottes Noe zeigten sie den Wasserstand nach der Sündflut an. Dem Propheten Elias brachten Raben seinen Unterhalt. Wie dieselben Vögel die Ermordung des hl. Meinrad rächten, erzählt die Legende.

Als unsere Vorbilder für manche Tugenden stellt sie der Heiland auf. Taubeneinfalt soll unser Denken und Handeln kennzeichnen. Von ihnen, den sorglosen, fröhlichen Sängern sollen wir lernen, bei all' unsern An-

liegen auf Gottes Vaterliebe zu bauen und nie zu zweifeln, als ob des Herrn Vorsehung uns übersehen könnte. Was uns besondere Achtung gegen dieses Federvolk einflößen soll, ist das tiefe Mitleid, das sie bewiesen an jenem schaurigen Karfreitag, als der Herr der Welt so Bitteres am Kreuze erduldet für seine Geschöpfe. Scheu flogen sie um den Kreuzesbaum herum, bis schließlich das Rotkehlchen sich anschickte, die schmerzenden Dornen aus dem hl. Haupte Christi herauszuziehen. Bei diesem hochedlen Liebesdienst erhielt das Vöglein eine Auszeichnung in Purpurrot, welchen Orden noch heute die Rotkehlchen tragen.

Wie alle Wesen, so tragen auch die Vögel Spuren ihres unendlich vollkommenen Schöpfers an sich. Unter ihnen finden sich Typen und Symbole für Tugenden und Laster, die wir lieben oder verabscheuen sollen. Wenn man will, könnte man von Temperamenten und Charakteren sprechen, deren Beschaffenheit aus ihrem Gesang oder Geschrei zu entnehmen ist. Der Mensch, die Krone der Schöpfung, hat es nun von jeher unter allen Himmelsstrichen versucht, das unbewußte Seelenleben seiner vernunftlosen Mitgeschöpfe zu deuten, besonders auch der Vögel. Was haben nun hiesige Naturkinder den Bewohnern der Luftsphären abgelaußt? Es ist manch Interessantes und Belehrendes, was diese Geschöpfe ihren überlegenen Brüdern und Schwestern zu sagen haben.

Der Missionar kann kaum einen größeren Ritt unternehmen, ohne daß er Flüsse oder Bäche zu übersehen hat. Kommt er in die Nähe der Furtten, da kann er gar oft einen grauschwarzen Sumpfvogel treffen auf einem Bein stehend, seinen Kopf, der hinten nach Ribitzart einen Federbusch trägt, hat er eingezogen. So schaut er gar fromm ins Wasser, offenbar um irgend eine Beute zu erspähen. Seine Füße sind etwas plump und befedert, so daß er nicht als Symbol der Schönheit gelten kann. Dies geht ihm scheint's tief zu Herzen. Während er so dasteht und in melancholischen Gedanken dahinbrütet, klagen ihn die Leute der Unzufriedenheit, des beleidigten Stolzes an. Im Spiegelbild des Wassers sieht er nämlich sein schäbiges Gefieder, seinen unschönen Schopf hinter dem wenig intelligent dreinschauenden Kopf, zuletzt die hagern befederten Stelzen. Das alles beleidigt seine Vogeleitellkeit nicht wenig, macht ihn griesgrämig und erpreßt ihm folgende Klage: „Ich wäre ja schön, ich, der Sefwane, doch es verunstaltet mich das und jenes.“

Dieses Sefwane-Lied singen so viele eitle Menschenkinder, denen der Spiegel so manche Unzierde an ihrem Aussehen offenbart und sie in ähnliche Stimmung versetzt wie diesen Sumpfvogel. Doch, armes Wesen, sei nicht so töricht und häme dich nicht ob einer Sache, die dahinwelkt wie die Grasblume, an deren Moder auch Würmer einst sich sättigen. Sei flug und wisse, das, was die Natur dir versagt, die Gnade in einem viel höheren Grade dir ersetzen kann. Innere Tugend und Heiligkeit verleihen immer noch eine Anmut und einen Liebreiz, der die Himmlichen entzückt.

Die Witterung hat auf alle Lebewesen irgend einen Einfluß. So viele Menschen sind wandelnde Barometer, in deren Gliedmaßen es nebelt und regnet, stürmt und tobt, blitzt und donnert, noch bevor solche Phä-

nomene in der Natur sich zeigen. Von vielen Vögeln sagt der Volksmund ein gleiches. Auch die Schwarzen sind solcher Meinung. Solch ein Wetterprophet ist der Schlangenfresser Insingizi. Derselbe ist rabenschwarz und etwas größer als eine Gans. Sie gehen zu Paaren und sind weithin vernehmbar durch ihr dumpfes, stoßendes Geschrei. Wie ein Posaunenruf schallt dieses Geschrei durch die Täler und über die Berge. Was kündigt er? Unstimmigkeit zwischen den beiden, ihr Verhältnis ist nicht ohne Trübung. Die gegenseitige Liebe ist erkaltet. Das Weibchen ist unzufrieden und droht dem Hausherrn wegzugehen. In alle Welt schreit es die Frau hinaus: „Ich gehe weg, ich gehe weg, ich gehe zu unsern Leuten“ (in ihre Heimat). Im selben Baßton erwidert das Männchen ohne zu schmeicheln einfach und trocken: „Gehe, geh' doch, schon längst sagst du so.“ Diese kühne Antwort an Frau Insingizi hat den guten Erfolg, daß sie unter den Fittichen ihres Gemahls bleibt, aus der Not eine Tugend macht und die kleinen unausbleiblichen Reibereien, wie sie nun einmal in jedem Haushalt vorkommen, geduldig erträgt und in dieser Schule sich zum „starken Weibe“ ausbildet. Hiesigen Frauen bei Christen und Heiden reißt zuweilen der Geduldsfaden, laufen in ihrer Aufregung davon in ihre elterliche Heimat. Damit spielen sie aber die Rolle der Besiegten. Nach einigen Tagen, wenn das Feuer des Zornes erloschen ist, treten sie wieder den Rückweg an in die Heimat ihres Mannes, von der sie in ihrem jugendlichen Leichtsinne einen Himmel voll lauter Freuden erwarteten. Nimmt sie keine Vernunft an, so kommt wohl auch die Polizei und spannt sie wieder in das Joch des Ehewagens, der wohl am besten dahinrollt, wenn beide in opferwilliger Hingebung und standhafter Treue gemeinsam ihre Pflicht tun.

Da es nun mit dem Heiraten so eine heikle wichtige Sache ist, so tönt aus hiesigem Gebüsch eine andere Mahnung in eben derselben Gelegenheit. Und das besorgt einer aus der Ruckucksfamilie. Leute aus deutschen Gauen werden nun gleich ausrufen: „Zum Ruckuck“, was tut denn dieser Kunde hier auf diesem Erdteil? „Weiß der Ruckuck“, was sein Beruf unter hiesigen Himmelsstrichen ist. Doch seiner Sache bewußt, erläßt der Ruckuck an das Jungvolk der Bantu und andere, die es sich zu Herzen nehmen wollen, folgende kurze Botschaft: „Kindlein, heiratet nicht.“ Solche Mahnung ist für Naturvölker stets aktuell. Denn ihre große Lebensfrage ist das Heiraten. Schon die Mutter, die mit ihrem kleinen Liebling spielt, berührt schmerzhaft diesen Punkt. „Herzkäfer, wo ist deine Braut?“ „Mütterchen, wo ist dein Bräutigam?“ Natürlich ist das liebe Geschöpf anscheinend so harmlos wie der Sohn des Waldbruders Philipp. Dieser verließ in seinen alten Tagen die verführerische Welt für die Waldeinsamkeit, um seinen Knaben von allen schädlichen Einflüssen unberührt in Gottesfurcht zu erziehen. Jahre verstrichen und eines Tages war Philipp genötigt, mit dem angehenden Jüngling zur Stadt zu gehen. Auf dem Wege dahin begegneten ihnen einige elegante junge Fräulein. „Was ist denn das?“ fragt naiv der Junge. „Das ist ein Vogel, der sich Gans nennt“, meint der Vater. „O

wie schön ist er“, sagte der Sprößling, „so muß ich einen haben.“ Diese natürliche Erkenntnis kommt der frühreifen Jugend nur zu bald, darum ist die Mahnung des Ruckuck, „Kindlein, heiratet nicht“, schon angebracht.

Im August, wenn frühmorgens am nordöstlichen Sternenhimmel das Siebengestirn der Pleiaden, der Töchter des Atlas sichtbar wird, ist das für die Südafrikaner ein Zeichen zum Pflügen. Darum benennen die Schwarzen jene Sternengruppe *isilimela*, der für jemand pflügt — Pflüger oder Zeit zum pflügen. Doch der Saumseligen gibt es so viele, so daß es noch eines andern Boten benötigt. Dieser Alarmer ist ein Vogel, der *Pezu Komfono* ruft, und darum auch so genannt wird.



Die ersten Studenten des Missionshauses vom heiligsten Herzen Jesu
in Langenbielau, Schlesien

„Hand an den Pflug, Hand an den Pflug“ schreit er lebhaft den Trägen ins Gewissen. Wohl denen, die sich diesen Ruf zu Herzen nehmen, sich an die Bestellung ihrer Felder begeben. Eine reichliche Ernte wird ihr Lohn sein. Dieses „Hand an den Pflug legen“ hat ja auch eine geistige Bedeutung, erinnert alle Christen an das Mahnwort des Herrn, im guten Vorsatz eines heiligen Lebens zu verharren, nicht nachlassen und träge werden, um nicht als untauglich für das Himmelreich erfunden zu werden. Wie dieser Vogel, so soll uns das Gewissen stets zurufen: „Hand an den Pflug!“

Wenn die Hirse reif wird, so stellen sich aus der Vogelwelt manche den Leuten unliebsame Besucher ein. Eigene Wachposten werden aufgestellt, um den gefräßigen Tierchen zu wehren. Einer dieser Diebe

heißt Umbalane, eine Art Kanarienvogel. Trotz allen Hütens erhält dieser doch seinen Anteil und volle Sättigung. Er scheint sich über die Hüter lustig zu machen, und im Übermut seines Wohlseins pfeift er ihnen folgendes Lied: „Das ist nicht Hirse, es ist ein Haufen! Was soll ich tun mit all' dem Vorrat?“ Das klingt ein wenig leichtsinnig und zeigt ein im Glück verwöhntes Kind an, dem alles nach Wunsch geht. Es hat keine Ahnung, wie so viele in Notdurft darben und nur schwer ihren Unterhalt aufbringen. Wer im Überfluß lebt, soll nicht leichtlebig der Armen Elend vergessen, sondern von dem Vorrat gern den leidenden Gliedern des Herrn mitteilen. Im Volksmund wird dieser Umbalane häufig genannt. Weil er den Leuten gerade die Hirse streitig macht, die zu manchem guten Imbiß und Trunk den Stoff liefert, so ist er vielfach die Zielscheibe ihres Wurfgeschosses. Von einem Schwerkranken, an dessen Aufkommen gezweifelt wird, sagt man: „Der wird nach keinem Umbalane mehr werfen.“ Lassen die Taten jemandes auf eine schlimme Zukunft schließen, so sagt man von ihm: „Du wirst schließlich gekennzeichnet sein wie der Umbalane“, der am Hals ein Merkmal hat.

Bei den sog. Wilden gibt es gar viele schöne und rührende Gepflogenheiten, die aus dem natürlichen Nährboden der unverfälschten Menschennatur aufsprossen. Wenn alle die Sitten und Gebräuche, die das Familien- und gesellschaftliche Leben regeln, aus einem höheren Beweggrunde geübt würden, dann wären die Leute in manchen Punkten nicht weit abseits vom Geiste des Evangeliums. Bei Krankheit und Tod zeigt sich die natürliche Nächstenliebe der Leute. Die gute Sitte will es, daß jeder aus dem weiten Familienkreis einen Beileidsbesuch abstattet, sich nach dem Befinden des Kranken erkundigt oder ihm die letzte Ehre erweist. Solches Unterlassen wird sehr verübelt und beargwöhnt. Es wäre um so schmerzlicher, wenn solche Unterlassungssünden zwischen Eltern und Kindern vorkämen. Eine solche herzbrechende Szene hat man sich vorzustellen, um die Totenklage einer Feldtaube zu verstehen. Das arme Geschöpf weint sich also aus: „Es starb mein Vater, ohne Meldung zu erhalten; es starb meine Mutter, ohne Meldung zu erhalten; es sagt mein Herz: ndu, ndu, ndu.“

Ihr alle, die ihr Mitleid mit diesem wehklagenden Wesen habt, ersparet solches Herzeleid allen denen, die durch die Bande der Natur und Gnade mit euch verbunden sind.

Zu uns komme das eucharistische Reich!

Aufruf zum Gebet um Ausbreitung der eucharistischen Einstellung
in unserem Vaterlande

Mitten in unserer tausendfältigen Not im Niedergang von Glaube und Sitte, Gerechtigkeit und Liebe bei den Einzelnen und in der ganzen Gesellschaft gibt es nur eine einzige Hilfe. Warum übersehen wir den Retter, der allein uns helfen kann? Er ist mitten unter uns und unserer Not, ist das große Schicksal der Menschheit, Welterlöser damals wie heute und in Ewigkeit: Christus!

Für die Menschheitserlösung und Menschheitsrettung hat er sich auf Golgatha geopfert, für die Menschheitsrettung opfert er sich täglich neu auf den

Altären, bleibt er bei uns wohnen in den Tabernakeln. Vor Anbruch unserer Sturmzeit hat uns der Himmel selbst durch den Mund des heiligmächtigen Papstes Pius X. dies Siegeszeichen verkündet: Die Rinder sollen früh, die Gläubigen oft kommunizieren, die Einsamkeit um die Tabernakel aufhören! Ein eucharistischer Frühling soll anbrechen, der allen Moder und alle Fäulnis der Zeit überwindet. Christus ist das Zeichen, gesetzt zur Auferstehung oder zum Untergang: Am Schicksal des eucharistischen Heilandes wird sich das Schicksal der Menschheit entscheiden.

Da sollte eine mächtige Bewegung wie ein Pfingststurm durch die Menschheit von heute gehen, ein einziger Schrei der Erlösung: Macht die Tabernakel weit auf! Aus dem Kreuzesopfer gehen alle Gnaden für die Rettung der Menschen und Völker hervor. Die hl. Messe, als Erneuerung des Kreuzesopfers, ist deshalb der Mittelpunkt unseres Gottesdienstes, die hl. Eucharistie die zentrale Wirklichkeit des gesamten katholischen Lebens und dessen überreiche goldene Schatzkammer.

Dieser eucharistische Geist ist aber eine unendlich große Gnade, deren Weg nach dem Willen Gottes vom Gebet bereitet, deren Vollbesitz ersleht und eropfert werden muß. Wir brauchen deshalb ein Heer von Vetern in allen Kreisen der Gesellschaft, daß die Christen, besonders unseres Vaterlandes, die Stimme der Päpste hören, die Bedeutung der Tabernakel verstehen möchten. Ein Heer von Vetern unter Priestern, Ordensleuten und Laien, Kindern und Erwachsenen, Armen und Reichen, Gesunden und vor allem unter den Kranken. Sie sollen dem eucharistischen Heiland den Weg bereiten, beten um das eucharistische Reich! Um die Gnade der Durchführung der Kommuniondekrete, um die Verbreitung der eucharistischen Einstellung!

Tritt auch du in dieses Veterheer ein! Es ist das herrlichste Apostolat, das Du üben kannst. Bete mit uns und mit den Tausenden um das eucharistische Reich!

Aber die Weise, wie Du beten kannst, höre folgende Vorschläge:

1. Oftmals das Stoßgebet: „Heiligstes Herz Jesu, zu uns komme Dein eucharistisches Reich!“

2. Täglich ein „Ave Maria“ zur Mittlerin aller Gnaden.

3. Einen (bestimmten) Tag (z. B. den Donnerstag) jeder Woche mit all seinen Arbeiten, Leiden, Gebeten und Opfern und vor allem der hl. Messe und hl. Kommunion, wenn Du dazu Gelegenheit hast, dem Heiland in dieser Absicht aufopfern.

Im Banne der Ngil

Von Hermann Skolaster
Nachdruck verboten! — (Schluß)

„Er lügt“, scholl es aus den Reihen. „Glaubt ihm nicht!“ Von allen Seiten drang das Volk auf ihn ein. Er wollte sich zurückziehen. Elefas Mutter umklammerte seine Kniee. Ein Fußtritt stieß sie hinweg.

„Fluch dir, du grausamer Mensch“, schrie sie auf. „Fluch dir“, rief auch der alte Mtonga, „mögen die bösen Geister dich peinigen Tag und Nacht.“

Beherzte Burschen drängten Mune vorwärts. „Schieß ihn nieder“, ermunterten sie ihn, „du warst Mtongas bester Freund. Du mußt ihn rächen.“

Mune hatte den Kolben seines Gewehres unter den rechten Arm geklemmt. Der Lauf richtete sich auf Dambascholls Brust. Der Zeigefinger krümmte sich am

Abzug. Der Ngil sah es. Mit einem Satz war er in seiner Hütte und schob die Tür zu.

„Freunde, umzingelt das Haus“, rief Mune, „damit er nicht fortläuft.“

Sie folgten dem Befehl. Da gab es einen Knall, daß der Boden bröhlte. Das Dach des Hauses hob sich. Einige Dachmatten flogen zerrissen herunter. Dampf stieg aus der Öffnung des Daches, drang durch die Ritzen der Rindenwand.

Erschreckt wich das Volk vom Hause zurück. Der Ngil machte Medizin, und sie begann zu wirken. Wer weiß, ob sie nicht doch des Todes sind, wenn sie den Ngil nicht in Ruhe lassen? Wieder war es Mune, der die Furcht verscheuchte und die Wankenden zum Stehen brachte.

Er stemmte den Kolben seines Gewehres gegen eine Palme und drückte ab. Wirklich, er hatte gut geladen. Der Schuß wirkte erlösend. Da Mune sich nicht fürchtete, wollten auch die andern keine Angst zeigen. Die Eisenstücke hatten ein Loch in die Rindenwand geschlagen. Aber drinnen blieb alles ruhig. Der Ngil war mit seiner Weisheit am Ende. Er sah, daß es unmöglich war, das erregte Volk durch seinen Zauber zu erschrecken.

„Komm heraus, Ngil!“ begann die Menge von neuem. „Gib uns unsere Freunde wieder. Eleja, die Schöne, die Perle der Banoho. Utonga, den Starken, den Mann von Wahrheit und Mut.“

Sie riefen vergeblich. Der Ngil gab keine Antwort. In Mune stieg ein entsetzlicher Verdacht auf. Sollten Utonga und Eleja vielleicht auch in der Hütte sein? Und wenn der Ngil sie jetzt tötete?

„Freunde!“ rief er. „Wir stürmen das Haus. Vielleicht finden wir sie, die wir suchen.“

Mit dem Kolben stieß er die Tür ein. Seine Freunde folgten ihm. Sie fanden den Ngil am Boden liegend, eine Leiche. Nur ein kleiner Hautriß an seiner Linken war zu sehen. Er hatte sich mit einem vergifteten Messer verwundet.

„Der Ngil hat sich selbst getötet“, lief es von Mund zu Mund. Aber die Freude, von dem gefürchteten Tyrannen befreit zu sein, war nicht ungetrübt. Die Sorge um die Vermissten behielt die Oberhand. Wo sollte man sie suchen, da mit dem Tode des Ngil erst recht jede Spur verschwand?

Und noch ein anderes Schreckgespenst tauchte auf. Wie wird die Gilde der Zauberer die Nachricht vom Tode ihres Genossen aufnehmen? Ist nicht das ganze Volk ihrer Rache verfallen? Gedrückten Herzens schlichen sie ins Dorf zurück.

Da die Vertrauten des Ngil nicht anwesend waren, konnte seiner Leiche nicht die übliche Ehre erwiesen werden. Den Dorfleuten fiel es nicht ein, sich darum zu kümmern. Seine Weiber schaufelten ihm in seinem Hause ein Grab und verscharrten ihn. Noch weniger hatten die Banoho Ursache, den Tod des Betrügers seiner Gilde mitzuteilen. Nachdem man die Ngil durchschaut hatte, wollte man nichts mehr mit ihnen zu tun haben.

Trotzdem erfuhren die Ngil das Vorgefallene sehr bald. In Eilmärschen kamen sie zur Beratung zusammen. Was man von der Küste zu hören bekam, war fast unglaublich. Ihre Macht schien dort gebrochen. Es mußten Maßregeln ge-

troffen werden, um sie wieder aufzurichten. Der jüngere Ngil der Ngumba, der gut zu Fuß war, erbot sich, als Gesandter nach Kribi zu gehen. Sein bester Schüler sollte ihn begleiten, um als Ngil bei den Banoho zu bleiben. Damit war die Versammlung einverstanden. Man empfahl ihm noch, einige Männer mitzunehmen, die ihm bei der Überführung der Leiche helfen könnten.

„Das werden die Banoho tun“, sagte er. „Ich werde sie zum Gehorsam zwingen. Sie werden bald erkennen, daß die Macht der Ngil größer ist, als sie sich einbilden.“

Als der Gesandte in Kribi eintraf, ging er sofort zu Dende und setzte ihm auseinander, wozu er gekommen.

„Was die Leiche angeht“, entgegnete der Häuptling, „könnt ihr machen, was ihr wollt. Was aber den neuen Ngil betrifft . . . wir wollen keinen. Das ist meine Antwort.“

Der Ngil war auf solche Schroffheit nicht gefaßt. Er fand nicht gleich Worte der Erwiderung.

Sie standen vor dem Hause. Der Ngil sah sich nach einem Sitz um. Es war keiner da, und Dende gab auch nicht Befehl, einen zu bringen.

„Werden wir in deinem Hause wohnen und bei dir essen können?“ fragte der Ngil.

„Ich habe euch nicht als Gäste eingeladen“, gab Dende zurück, drehte ihm den Rücken und ging.

Der Ngil fauchte vor Zorn. „Das wirst du bereuen, du frecher Mensch!“

Der Häuptling zuckte verächtlich mit den Schultern.

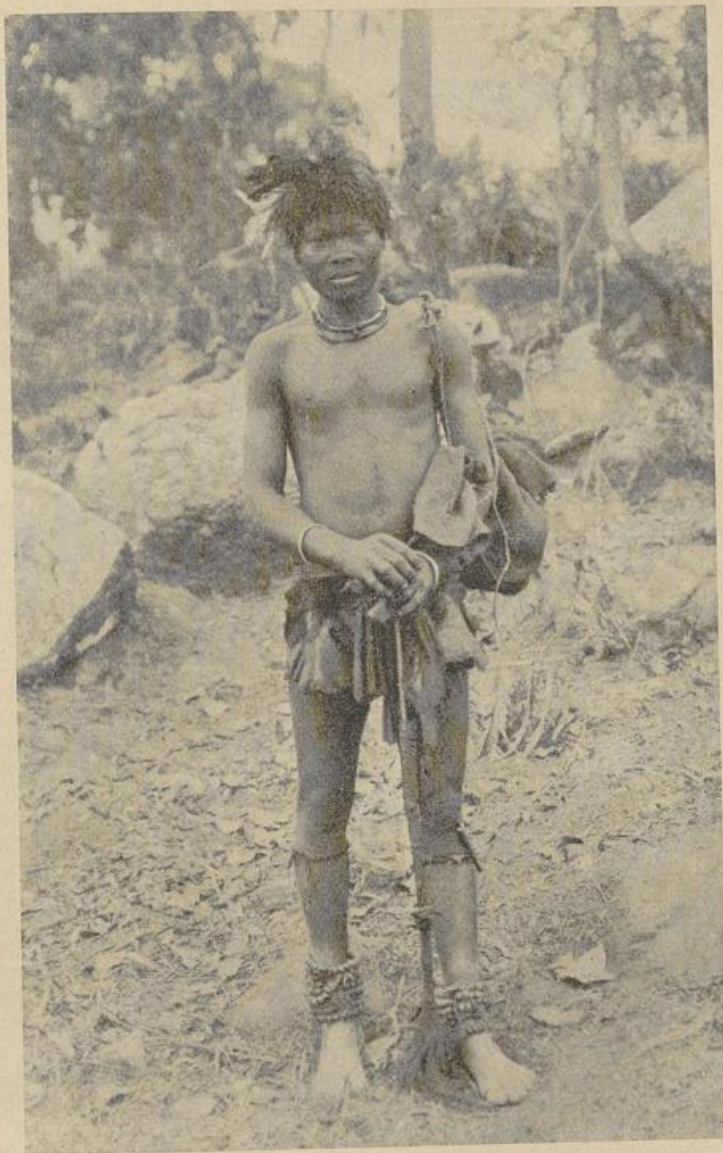
Die Trommel rief das Volk zusammen. Neugierig strömte die Menge herbei. Auch die Frauen ließen ihre Kassada liegen und kamen. Dende eröffnete die Versammlung.

„Der Ngil der Ngumba ist gekommen, um die Leiche Jambascholls mitzunehmen. Wir lassen ihn gewähren und sind froh, daß auch die Gebeine des Betrügers aus unserem Dorfe verschwinden. Er will uns aber auch einen Nachfolger Jambascholls hier lassen. . . .“

Wildes Geschrei unterbrach seine Rede. „Nie und nimmer! Fort mit ihm! Wir brauchen keinen Ngil! Wir bringen ihn um, wenn er hier bleibt!“

„Da hast du die Antwort des Volkes“, sagte Dende zum Ngil. Der aber gab sein Vorhaben nicht so leicht auf. Er wollte reden. Man ließ ihn nicht zu Worte kommen. Jeder schrie, so laut er konnte, um den andern Mut zu machen.

Dende beruhigte die Menge. „Laßt ihn“, sagte er. „Er mag reden, was er



Banohojüngling

will. Wir tun nachher doch, was wir wollen.“

„Ja, laßt ihn reden. Wir wollen ihn hören und auslachen.“

„Fürchtet die Unsichtbaren, die euch den neuen Ngil gesandt haben“, rief der unwillkommene Gast. „Ihre Macht wird euch vernichten, wenn ihr nicht gehorcht. Ihr seid verantwortlich für den Tod Jambascholls. Die Abeltäter werden der Strafe nicht entgehen. Das Leben der Ngil ist heilig. Wer es antastet, wird von den Unsichtbaren gerichtet. Ich warne euch. Wenn ihr nicht hören wollt, ist die Rache unausbleiblich. . . .“

Da drängte sich Mune, mit einem knorrigen Stecken bewaffnet, zwischen den Zuhörern durch. Den Stock bedrohlich schwingend, trat er dem Ngil entgegen.

„Das wagst du uns zu sagen, du Lügner? Wir sollen den Ngil gehorchen, die unschuldige Kinder und alte Weiber ermorden?“

Dem Ngil war die Lage ungemütlich. Er wandte sich hilfeschend an den Häuptling.

„Dieser Mensch ist verrückt. Laßt ihn binden, damit er nicht Unheil stiftet.“

„Ich bin nicht verrückt“, schrie Mune, auf den Utongas Mut übergegangen zu

sein schien. „Verrückt sind nur jene, die euch Lügern und Mördern glauben. Schweig!“ setzte er hinzu, als der Ngil Miene machte, sich zu verteidigen. Habe ich dich nicht gesehen, dich und deine Gilde, als ihr in den Ngumbabergen die Leute hingeschlachtet? Fort von hier, sonst erschlag ich dich!“

Er drang gegen ihn vor. Der Ngil wich zurück. Das Volk bildete eine Gasse, durch die er mit seinem Begleiter verschwand. Nun spotteten sie und lachten über ihn. Er, der mit seiner Macht geprahlt hatte, lief vor einem Stecken davon. Das gab auch den Denksaulsten zu denken.

Das Volk zerstreute sich. Der Ngil aber drückte sich mit seinem Begleiter zum Dorf hinaus. Bei Dambascholls Hütten suchte er dessen Frauen. Sie waren nicht da. Dende hatte sie zu ihren Familien heimgeschickt, um ihnen das Los Nyan-guakafas zu ersparen. Da verließen die beiden Ngumba das ungastliche Dorf, um es nicht wieder zu betreten.

In Kribi aber eilte eine neue Nachricht von Haus zu Haus und versetzte alle in freudige Spannung.

„Wer hat es gesagt? Wo ist er? Hast du ihn gesehen?“

„Nein, aber meine Frau erzählte mir, Manga hat ihn gesehen.“

„Wen denn? Was denn?“

„Hast du noch nichts davon gehört? Ntonga ist wieder da.“

„Ist's möglich? Und Eleša?“

„Ich habe nichts von ihr vernommen.“

Ntonga stand zur selben Stunde trauernd bei der Leiche seines Vaters. Die Sorge um den Verschollenen hatte den Alten krank gemacht; die Freude des plötzlichen Wiedersehens brachte ihm den Tod.

Mune und Pembe standen bei ihrem Freunde und versuchten, ihn zu trösten. Von Eleša sprachen sie nicht.

Erst als die Totenklage vorüber und der alte Ntonga der Erde übergeben war, nahmen sie den Freund beiseite und gaben ihm, so schonend als möglich, Kunde von ihrem Verschwinden.

Das war die schwarze Stunde in Ntongas Leben. Er saß wie vernichtet auf seinem Bette. Kein Wort, keine Klage kam über seine Lippen. Mune ließ ihn nicht ohne Hoffnung. Er wollte ihm über den ersten Schmerz hinweghelfen. Eleša, so meinte er, wird bei ihren Verwandten in Rambo eine Zufluchtsstätte gesucht haben, um den Nachstellungen des Ngil zu entgehen. Sobald sie Nachricht von seinem Tode erhält, wird sie wiederkommen. Mune log. Er wußte es. Schon längst hatte Dende überall Nach-

forschungen angestellt, die ergebnislos waren. Sein gutes Herz drängte ihm die Lüge auf seine Zunge. Aber Ntonga hörte zu wie einer, der nicht mehr zu dieser Welt gehört. Er war überzeugt, Eleša war tot, war für immer für ihn verloren.

Der stille Gram, für den es keine Worte gab, warf ihn aufs Krankenlager. Tagelang lag er in wüsten Fieberträumen, fluchte und tobte, wies Speise und Trank zurück, oder weinte wie ein Kind. Pembe und Mune teilten sich in seine Pflege. Munes Mutter kochte ihm Tee aus gedörrten Kräutern, um das Fieber zu bannen. Aber was ihrer Kunst nicht gelingen wollte, das überwand zuletzt die Kraft, die in dem jungen Körper wohnte. Ntonga genas.

Vierzehn Tage nach seiner Rückkehr ging Ntonga zum ersten Mal im Schein der sinkenden Sonne mit Pembe und Mune am Strande auf und ab. Jetzt erst erfuhren die Freunde, wie es den Schergen des Ngil gelungen war, Ntonga zu ergreifen. Auch von seiner Flucht erzählte er.

Barnills Schuß hatte, trotz der gerühmten Treffsicherheit des Piraten, sein Ziel verfehlt. Ntonga kroch hinter der Felsgruppe ins Gebüsch und wunderte sich nicht wenig, daß niemand ihn verfolgte. Das Freudengeschrei der befreiten Sklaven lockte ihn wieder aus seinem Versteck hervor. Nun sah er, daß die Europäer und ihr Schiff verschwunden waren. Mit vielen andern zog er nach Viktoria. M. Thomson, dessen Schwiegervater bei den Duala missionierte, ließ ihnen sein Boot, das sie nach Duala brachte.

Unterwegs trafen sie mehrere Fischer, die zum Sanaga fuhren. Ntonga stieg in das Kanu eines Mannes über, der zur Sippe Ilaues gehörte. Von Malimba kam er dann zu Fuß in die Heimat zurück.

Mune und Pembe wetteiferten in Beweisen der Freude über seine Rettung und Rückkehr. Ntonga schüttelte betrübt das Haupt. „Meine Freunde“, sprach er, „nicht lange werde ich bei euch sein. Die Heimat ist mir nicht mehr, was sie früher war. . . .“

Mune fuhr ihm entrüstet in die Rede. „Schweig davon. Das lassen wir nicht zu. Du bist noch krank und kannst nicht Dienste bei den Europäern tun.“

„Hier werde ich nie gesund“, seufzte Ntonga.

„Du mußt dir die traurigen Gedanken an die Tote aus dem Kopf schlagen“, redete Pembe auf ihn ein. „Trau-

rigkeit und Trübsinn ändern die Sache doch nicht.“

„Ich kann es nicht“, beharrte Ntonga. „Jeder Stein, jedes Haus, jede Farm, der Strand, der Fluß, das Meer, alles ruft mir Eleja ins Gedächtnis. Wohin ich mich wende, finde ich, was mich an sie erinnert. Ich weiß es selbst, daß ich nicht so weiter leben kann. Ich muß zu vergessen suchen, was einmal unerreichbar ist. Aber hier kann ich es nicht.“

„Gewiß kannst du das“, entgegnete Mune. „Du mußt nur wollen. Komm mit zur Jagd. Geh dem Wildschwein nach durch Busch und Sumpf, warte auf die gefleckte Antilope an ihrem Wege. Das bringt dich auf andere Gedanken.“

„Was Ntonga sagt“, bemerkte Pembe, „ist nicht unrichtig. Fortgehen von dem Orte, wo man Leid erfahren, scheint mir ein gutes Mittel, es zu vergessen. Ich an deiner Stelle würde zu den Malimba gehen. Sie achten dich. Der Häuptling . . .“

„Nur das nicht“, unterbrach ihn Ntonga. „Dort ist die arme Misa, die den Verstand verloren hat. Ich mag nicht an sie denken. Sprecht nicht mehr davon.“

„Dann geh nach Süden zu den Bapuhu“, fuhr Pembe fort. „Du wirst dort vergessen. Du wirst ein Mädchen finden, das dir gefällt. Später kommst du wieder und führst sie als Gattin in dein Haus.“

„Nein, das ist alles nichts. Ich muß weiter fort von hier. Ich will aufs Meer, zu den Weißen. Bin ich unter andern Menschen, dann wird es besser mit mir werden. Vielleicht komme ich später wieder zurück, vielleicht auch nicht.“

„Und das sprichst du so ruhig aus?“ jagte Mune unwillig. „An deine Freunde denkst du nicht? Weißt du nicht, daß wir in Traurigkeit leben werden, wenn du fort bist?“

Dende kam ihnen entgegen. Mune überschüttete ihn sofort mit der Neuigkeit.

„Was ist das?“ rief der Häuptling aus. „Da tust du nicht recht, Ntonga. Wir brauchen dich hier. Du hast den Kampf mit dem Ngil gewagt und hast gesiegt. Das Volk ist durch dich von der Verräterei und den Lügen der Ngil überzeugt worden. Die Leute glauben dir. Aber die Ngil werden versuchen, wieder Boden bei uns zu gewinnen. Wir brauchen Männer, die das Volk bewahren, es aufklären, es führen. Du bist dafür geeignet.“

„Häuptling, du machst mich traurig. Ich weiß, daß das Volk noch sehr am alten Wahne hängt, daß ein kleiner

Wind genügt, es zum Schwanken zu bringen. Ich kann es nicht ändern.“

„Du kennst die Lehren der Weißen. Verkünde sie uns. Wir werden dir glauben.“

„Nein, ich kenne sie noch nicht genug. Aber wenn ich Priester finde, werde ich sie bitten, hierher zu kommen.“

„Und unterdessen haben die Ngil wieder ihre alte Macht erlangt“, warf Mune dazwischen.

„Ihr, meine Freunde, seid fest überzeugt von der Ohnmacht der Ngil. Ihr werdet das Volk vor ihnen bewahren.“

„Du redest so klug, Ntonga“, sagte der Häuptling, „daß dir niemand widerstehen kann. Ja, es ist besser für dich, wenn du gehst. In der Fremde wirst du vergessen. Ich aber werde in Trauer meine Tage verleben.“

„Wäre es nicht so traurig, was wir erlebt haben, ich ginge nicht fort.“

„Wann wirst du uns verlassen?“ fragte Dende tonlos. Seine Gedanken weilten bei Eleja. Er hatte die Tochter verloren, nun verlor er einen Mann, der ihm lieb war wie ein Sohn.

„Mit dem nächsten Schiff, das an die Küste kommt“, entgegnete Ntonga, „wenn es mich als Diener annimmt.“

„Ich hoffe, daß das Schiff noch lange auf sich warten läßt.“

Drei Tage später kündete eine kleine Rauchsäule am Horizont die Annäherung eines Schiffes. Es fuhr nach Bapuhu. Nach eiligem Abschied machte sich Ntonga auf den Weg dorthin. Seine Freunde standen am Strande mit Tränen in den Augen. Der Beste der Banoho war von ihnen gegangen.

IV.

Allen gegenteiligen Befürchtungen zum Trotz hatte nun Korvettenkapitän James Raffles einen ausgezeichneten Abschluß seiner Expedition zu verzeichnen. Mit diesem Lorbeer konnte er getrost in den Ruhestand zurücktreten, . . . wenn es ihm ratsam erschien. Zu Hause gab es einen glänzenden Empfang, huldvolle Audienzen, ein besterntes Bändchen und . . . Beförderung.

Daran hatte er selbst nicht im Ernst gedacht. Es war eine große Überraschung, als er am Tage nach einer äußerst ehrenvollen Einladung beim Divisionskommandeur das dienstliche Schreiben empfing. Sechs Wochen später erhielt er den Befehl, als Kommandant eines großen Kreuzers eine Reise in die indischen Gewässer zu unternehmen. Sein Stern war aufgegangen.

Auch Johnson war durch ein buntes Bändchen mit einem goldenen Etwas ausgezeichnet worden. Das ganze Offizierskorps heuchelte Reid, und Johnson mußte tief in seine Tasche greifen, um seinen Kameraden das Ersäufen dieses häßlichen Lasters zu ermöglichen. Dank der unbegrenzten Verschwiegenheit eines Adjutanten des Divisionärs erfuhr er auch, daß seine Beförderung in nächster Zeit bevorstehe. Vorerst wurde er für einige Monate zu einem großen Panzerschiff abkommandiert.

Raffles ließ es sich nicht nehmen, vor seiner Abreise nach Indien die Offiziere der „Möwe“ zu einer Familienfeier einzuladen. Johnson schwamm in der Nordsee. Die andern aber fanden sich vollzählig ein.

Harriet und Louisa schienen nach der Beförderung ihres Vaters noch um einen Hauch schöner geworden zu sein, was man kaum für möglich gehalten hatte. Brown und Williams wenigstens behaupteten es so. Und die mußten es wissen. Die andern Offiziere wußten auch mancherlei. Vor allem, daß die beiden Freunde beim Kommandanten Hahn im Korb waren, bei Frau Gemahlin einen dicken Stein im Brett hatten und von den Töchtern schrecklich bevorzugt wurden.

Zu einer Verlobung kam es indes nicht. Williams war zu schüchtern, und Brown gedachte sich die Sache noch zu überlegen. Aber Fräulein Louisa besaß eine nette Münzensammlung, wofür Leutnant Williams geradezu schwärmte. Und Brown kramte tagelang in den Aktenschränken seines väterlichen Geheimrats und sahndete nach alten Freimarken, um die Sammlung Fräulein Harriets zu bereichern. So spannen sich die Fäden zarter Freundschaft hinüber und herüber, und wer sich auf solche Dinge verstand, vermochte das Ende nicht unschwer vorauszusehen.

Acht Monate nach der Heimkehr aus Afrika wurde Johnson Korvettenkapitän und bekam die „Möwe“ zugleich mit dem Auftrag einer neuen Reise nach Westafrika. So erhielten Brown und Williams ihren alten Kameraden wieder. Wie er sich als Kommandant ihnen gegenüber stellen würde, mußte abgewartet werden. Zu ihrer Freude merkten sie bald, daß er der „Alte“ nicht nur geworden, sondern auch geblieben war. Nach dem feierlichen Empfang an Bord nahm er sie mit sich in seine Kabine.

„So, Kinder, nun möchte ich zunächst wissen, was es auf der „Möwe“ Neues gegeben hat.“

„Das ist nicht leicht gesagt, Herr Kommandant“, sagte Brown.

„Halt. Ein Wort im Vertrauen. Wenn wir drei unter uns sind, will ich von Titel und Würde nichts hören. Ich kenne Sie beide als tüchtige Offiziere und bin überzeugt, unsere Kameradschaftlichkeit wird den Dienst nicht gefährden. So, und jetzt, Williams, wie steht es mit Ihrer Gesundheit?“

„Danke, gut. Ich habe eine tüchtige Kur durchgemacht und hoffe, sie wirkt nachhaltig.“

„Freut mich. In der letzten Zeit, auf der Heimreise aus Afrika meine ich, war nicht mehr viel mit Ihnen los. Und“, setzte er hinzu, „verlobt hat sich keiner?“

„Das hat noch Zeit“, entgegnete Brown lachend. „Wir grünes Gemüse wollen Ihnen nicht vorgreifen.“

„Können Sie gar nicht mehr.“

„Wa . . . as? Nun, dann herzliche Gratulation.“

„Danke! Bevor wir in See stechen, werde ich Ihnen eine junge Dame vorstellen, der an der glücklichen Heimkehr der „Möwe“ sehr viel gelegen ist.“

„Donnerwetter, hätte ich das gewußt!“ sagte Brown mit komischem Ernst.

„Ja“, meinte Williams, „Sie sind schuld. Sie waren der Ältere und mußten mit gutem Beispiel vorangehen.“

Die „Möwe“ hatte in Las Palmas Kohlen eingenommen und dampfte, vom besten Wetter begünstigt, nach Süden. Offiziere und Mannschaften, die in Winterkleidung die Heimat verließen, hatten ihre Tropen-Uniformen hervorgeholt. Schon auf den Inseln fanden sie schönsten Sommerwetter, und je weiter man nach Süden kam, desto mehr machten sich die Tropen fühlbar.

Brown und Williams waren dienstfrei und ergingen sich an Deck. Auch der Kommandant schloß seinen Aktenschrank und gesellte sich ihnen bei, um den schönen Abend zu genießen.

„Wollen wir uns nicht ein wenig setzen? Ja? . . . Heda, Steward, bring mal ein paar Sessel her. Hier an Steuerbord wollen wir der untergehenden Sonne nachsehen.“

Der Schwarze, der auf den Ruf des Kapitäns herbeisprang und die geflochtenen Madeirastühle herantrug, war Atonga.

„Ich finde es poesievoll“, begann Johnson das Gespräch, „mich in den Tropen von einem Neger bedienen zu lassen.“

„Das ist es unstreitig“, stimmte Brown zu. „Das braune Gesicht gehört zur Tropensonne wie das Schweizer-

häuschen in eine Gebirgslandschaft. Nur . . . ich weiß nicht . . . mir kommt der Bursche bekannt vor. Das Gesicht muß ich schon mal gesehen haben.“

„Sie sprechen meine Gedanken aus“, sagte Williams. „Eben zerbrach ich mir den Kopf, wo das gewesen sein könnte. Erinnere mich aber nicht.“

„Unmöglich ist das nicht“, meinte der Kommandant. „Vielleicht ist es einer von den Leuten, die wir voriges Jahr dem Sklavenhändler abnahmen. Aber fragen Sie ihn doch.“

sich alle gleich. Ich wenigstens würde keinen von den Befreiten wiedererkennen.“

„Aber wohl nur deswegen nicht“, meinte Brown, „weil wir zu viele auf einmal vor Augen hatten. Das Mädchen, das uns auf die Spur des Piraten brachte, würde ich zweifellos aus Tausenden herausfinden.“

„Ja, die allerdings“, nickte Johnson. „Sie war auch eine aus Tausenden. Was mag aus ihr geworden sein?“

„Ich denke, sie wird die Heimat auf-



Ein P. Missionar unterrichtet einen aussätzigen Neger vor seiner Hütte im Urwald

Williams winkte Utonga heran, der sich nach Erledigung seines Auftrags zurückgezogen hatte und an der Keling stand.

„Sag, mein Sohn, habe ich dich nicht schon früher einmal gesehen?“

„Ja, Herr! Und den Herrn“ — er deutete auf Brown — „sah ich auch. Damals, als ich den Weißen hierher brachte, den die Banoho töten wollten.“

„So? Das warst du? Nun, dann wissen wir ja“, setzte er zu den andern Herren gewandt hinzu, „warum uns das Gesicht so bekannt vorkam.“

Utonga trat auf seinen vorigen Platz zurück.

„Sie reden von bekannten Gesichtern“, nahm der Kommandant das Gespräch wieder auf; „mir scheint, Neger sehen

gesucht haben. Von St. Isabel nach Kribi ist es nicht weit.“

„Von Millner haben Sie nie mehr gehört?“ fragte Williams.

„Aufgehängt ist er“, entgegnete Johnson, „regelmäßig aufgehängt. Ich hab's kurz vor der Abreise in der Zeitung gelesen. Er war nach Venezuela gegangen. Paßt ja für solche Vögel gerade. Hat dort irgendwas mit einem Schwarzen gehabt und wurde von der Volksmenge gleich am nächsten Baum gehängt.“

„Der Krug, der zum Wasser geht“, sagte Williams.

„Und die graue Gans, die endlich auch gebraten wird“, setzte Brown hinzu.

„Und die Welt ist einen Vagabunden los“, schloß der Kommandant.

Am Tage vor Weihnachten herrschte auf der Mission zu St. Isabel große Freude. Die Katechumenen, deren Vorbereitung für das Christentum beendet war, sollten getauft werden. Pater Ignaz, der Obere der Niederlassung, hatte ihnen den letzten Unterricht erteilt. Sie standen vor der Kirche und warteten auf das Zeichen zum Beginn der lang ersehnten Feier.

Endlich hallte der Ruf der kleinen Glocke vom Kirchendach herab. So freudig hatte sie ihnen noch nie geklungen, so willig waren sie ihr noch nie gefolgt. Ihre Gesichter strahlten. Pater Ignaz kam.

Zuerst führte er die Knaben in die Kirche hinein. In der Nähe der Tür mußten sie stehen bleiben. Dann folgten die Mädchen und wurden auf der andern Seite aufgestellt. Die Erwachsenen erhielten ihren Platz in der Mitte. Die schwarzen Lehrer und ihre Frauen übernahmen das Patenam.

Pater Ignaz ging zur Sakristei und kehrte zwei Minuten später mit Chorrock und violetter Stola bekleidet zurück. Die erhabene Feier begann.

Es sind sinnreiche Zeremonien, die den Taufakt einleiten und vorbereiten. Jedes Wort, jede Handlung hat ihre Bedeutung. Der Glaube an den dreieinigen Gott, das Bekenntnis zur Kirche mit ihren Heilmitteln, die Reinigung von der Sünde und das Streben nach einem tugendreichen Leben, das ist der tiefe und ernste Sinn der heiligen Feier.

„Erorcizo te . . . ich beschwöre dich . . .“ Andächtig, gesenkten Hauptes standen die Täuflinge da. Pater Ignaz hatte ihnen den Inhalt und die Bedeutung der heiligen Handlung erklärt. Sie wußten, was mit ihnen geschah.

„Ich beschwöre dich, unreiner Geist . . .“ Nichts Unreines kann Gemeinschaft haben im heiligen Tempel Gottes. Schon an der Pforte des Gotteshauses soll er weichen, der Geist der Verneinung und Lüge. . . „Recognosce sententiam tuam . . .“, das Urteil ist gefällt. Gottes Gnade hat seine Auserwählten aus Tausenden, die im Heidentum leben, zur Taufe gerufen. Sie treten heraus aus dem Bannkreise Satans; sie schließen sich dem Heerbanner Christi an, entschlossen, seiner Fahne zu folgen, seine Gebote zu erfüllen.

„Ingredimini in templum Dei . . . So tretet denn ein in den heiligen Tempel Gottes“, es sei euch das Sinnbild des Eintritts in die Gemeinschaft seiner Gläubigen.

Pater Ignaz hatte das Ende seiner violetten Stola auf den Arm des ihm

zunächst stehenden Täuflings gelegt, und in langer Kette folgten sie alle seinem Rufe und zogen dem Altare entgegen, zu dessen rechter Seite der Taufbrunnen stand.

„Credo in Deum . . . Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer Himmels und der Erde . . .“

Ein Chor vieler Stimmen schallte durch die heiligen Hallen — „und ein ewiges Leben. Amen. Vater unser . . .“ Die Täuflinge umgaben, in derselben Ordnung wie vorher, den Priester, der neben dem Taufbrunnen stand.

„Widersagt ihr dem Teufel?“

„Wir widerjagen!“

„Und alle seinen Werken?“

„Wir widerjagen!“

„Und alle seiner Pracht?“

„Wir widerjagen!“

„Glaubt ihr an Gott, den allmächtigen Vater . . .? Glaubt ihr an Jesus Christum . . .? Glaubt ihr an den Heiligen Geist, eine heilige katholische Kirche . . .?“

„Wir glauben, wir glauben.“

„Wollt ihr getauft werden?“

„Ja, wir wollen es!“

Während das Taufwasser die Häupter der ersten neigte, knirschten Schritte im Sande vor der Kirche, und durch die offenstehende Tür traten zwei Offiziere ein. Mtonga begleitete sie. Das Geräusch drang nach vorn. Einige Augenpaare wandten sich dem Eingang zu, flogen aber schnell wieder zurück. Pater Ignaz hatte nichts davon bemerkt.

Die Offiziere und ihr Begleiter nahmen in den hintersten Bänken Platz und betrachteten das Schauspiel vor ihren Augen. Die Täuflinge traten nacheinander an den Taufstein heran und beugten das Haupt darüber. Wuchtig klangen die Worte des Paters: „Ego te baptizo . . .“ Leise plätscherte das Taufwasser in dem weiten Becken. Man hörte den Atem der Täuflinge.

Als die Knaben und Männer getauft waren, folgten die Mädchen.

Mtongas Augen wanderten über die Reihe der Täuflinge, ob nicht ein Bekannter darunter sei. Zuletzt hasteten sie an einer Mädchengestalt, die am Ende der Reihe nahe den Frauen stand. Der Anblick dieses Mädchens verwirrte ihn. Oder war es der Gedanke an jene, der sie ähnlich sah?

Es ist gut, dachte er, daß ich ihr Gesicht nicht sehen kann. Nun hat sie mich an Elefa erinnert. Ihre Größe, ihre Gestalt, die Art, wie sie das Haar trägt, stimmen mit ihr überein. Genau so würde Elefa aussehen, wenn sie, die Taufe erwartend, unter den Mädchen stände.

Ach, stände sie dort! Daß der Vorwurf von mir wiche, der mich durchs ganze Leben verfolgt. . . Warum taufte ich sie nicht? Sie bat darum. Ich dachte nur an mich. Nun hat der Ngil sie gemordet. Und sie war nicht Christin. Durch meine Schuld. . .

Sein Haupt sank auf die Brust herab. Sein Antlitz barg sich in den Handflächen. Niemand sollte die Tränen sehen, die über seine Wangen strömten.

Das Mädchen aber, das die Veranlassung zu Ntongas Gedankengängen geworden war, stand unbeweglich wie eine Bildsäule dem Taufstein gegenüber. Ihr Herz möchte überschießen vor Freude und Dank gegen Gott. So nah dem Augenblick, den sie so lange schon ersehnt! Und doch . . . und doch!

Ihre Augenlider senkten sich, ihr Blick ging in die Ferne. Nun war sie an der Reihe. Die Frauen gingen an ihr vorüber. Sie bemerkte es nicht. Vor ihr lag der Heimatstrand, vom Gold der Abendsonne umflossen. Sie sah einen Jüngling vor sich stehen, wie sie heute gebeugten Hauptes am Taufstein standen. Sie schöpfte Wasser aus der rollenden See, die ihre Füße bespülte, und goß es über sein Haupt. Heute verstand sie seinen Glauben, seine Freude, daß er ein Christ war. Er hatte ihr den Weg gezeigt. Wie wäre sie in der Fremde geblieben, wenn nicht die Sehnsucht nach dem Christentum sie dazu angetrieben hätte. . .

Die Taufpatin störte sie. „Komm, der Vater wartet auf dich.“ Sie trat an den Taufstein.

„Maria, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

War's nicht, als ob das Herz seinen Schlag verlangsamte aus Ehrfurcht vor dem Geheimnis, das sich an ihr vollzog?

Als sie wieder das Haupt erhob, flog ihr Blick zum Altar. Nun bin ich ein Gotteskind. So hatte Ntonga gesprochen, so frohlockte es jetzt in ihrem Herzen. Nun erst könnte ich gleichberechtigt neben Ntonga stehen, doch . . . er ist nicht mehr.

Wie ist das Menschenherz so arm, daß es in Stunden größter Freude oft tiefstes Weh verkostet muß!

Wo war er jetzt, der Mann, dem sie ihr größtes Glück verdankte? Nicht einmal in der Heimat Erde fand er ein Grab. Von türkischer Kugel war sein Leben zerstört. Am fremden Strande bleichten seine Gebeine. . . Wie glücklich könnte sie sein, wäre er nicht gestorben.

Brown und Williams hatten sich erhoben und verließen die Kirche. Ntonga

folgte ihnen. Noch einmal suchten seine Augen das Mädchen, das ihn an Eleša erinnert hatte. Gerade verließ sie den Taufstein. Einen kurzen Augenblick sah er ihr Gesicht. Wie ein elektrischer Strom zuckte es durch sein Herz. Was war das? Er rieb sich die Augen. Als er wieder aufblickte, stand das Mädchen bereits an ihrem Platz und drehte ihm den Rücken zu. Furcht und Hoffnung und Zweifel im Herzen wankte Ntonga ins Freie.

Die beiden Offiziere gingen auf dem Kirchplatz auf und ab. Sie wollten dem Obern der Mission einen Besuch machen und warteten auf sein Erscheinen. Ntonga stellte sich in der Nähe der Tür auf, wo er sowohl die Herren als auch den Eingang zur Kirche im Auge behalten konnte.

Vergeblich suchte er sich einzureden, daß er einem Trugbild nachgehe. Vergeblich bewies er sich, daß Eleša unmöglich noch am Leben sein könne. Sein Herz überschrie alle Zweifel. Es zwang ihn, stehen zu bleiben, zu harren, sich zu überzeugen.

Nun traten die Neuchristen aus der Kirche. Heilige Weihe umschwebte sie, himmlische Freude strahlte auf ihren Gesichtern. Gespannt schaute Ntonga nach der Pforte, ungeduldig. Wo blieb sie, auf die er wartete? Alle kamen heraus, nur diese nicht. . . War es doch nur Täuschung, was er zu sehen vermeint? Hatte sich der Himmel nur einen Augenblick geöffnet und einen Engel gesandt, ihn zu grüßen?

Doch . . . wie konnte er sie übersehen! . . . Da stand sie, mitten auf der Treppe und sah über ihn weg aufs Meer hinaus.

War das Eleša, oder war sie es nicht? War es ihr Geist? Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Irrlichter flimmerten vor seinen Augen. In seinen Ohren ein Brausen und Rauschen. Er möchte ihr entgegenfliegen und wagt es nicht. Er möchte rufen und kann es nicht. Warum sieht sie nicht nach ihm? Kennt sie ihn nicht?

Sie tritt eine Stufe herab, eine zweite.

Da preßt sich all sein Hoffen und Zweifeln, all sein Fürchten und Sehnen zusammen in das eine Wort: „Eleša!“

Schüchtern klingt der Ruf und fragend. Aber sie hat ihn gehört und die Stimme des geliebten Mannes erkannt. Sie fragt nicht, ob es möglich ist; sie fürchtet nicht, daß es Täuschung ist. Sie eilt auf ihn zu.

„Ntonga!“

Hand schlingt sich in Hand. Sie schauen sich an und wissen nichts zu reden. Für

solche Freude gibt es keine Worte. Nur die leuchtenden Augen verraten des Herzens überlauten Schlag.

Sie gingen zum Meeresstrande hinab.

„Wie gut ist Gott mit uns, wie gut!“ begann Eleja nach langem Schweigen. „Nun wäre mir die Heimat wieder lieb, trotz des Ngil und seiner Gesellen.“

„Der Ngil ist tot. Er machte seinem Verbrecherleben selbst ein Ende. . . .

Und Mune und Pembe und dein Vater, wie würden sie sich freuen, dich wieder zu sehen!“

Sie lehnte den Kopf an seine Schulter. „Ach, Mtonga“, bat sie, „laß uns heimwärts ziehen.“

„Du hast dem Wunsche meines Herzens Worte verliehen. Ja, wir kehren in die Heimat zurück!“

Majestätisch sang das Meer seinen ewigen Choral. . . .

Japanische Sprichwörter und Sinnsprüche

Spruchwort — wahres Wort. Die Sprichwörter, welche meistens in knapper Form eine Wahrheit zum Ausdruck bringen, geben uns einen Einblick in die Anschauungen und den Charakter eines Volkes. Die Japaner, wie die meisten ostasiatischen Völker (Chinesen, Koreaner usw.) besitzen eine große Menge meist sehr treffender und interessanter Sprichwörter. Im folgenden geben wir davon eine Auslese, indem wir zu weniger leicht verständlichen einige Worte der Erklärung oder ein entsprechendes deutsches Sprichwort beifügen:

1. Die Liebe ist gewaltig wie der Tod, Eifersucht grausam wie das Grab.
2. Ein Frosch im Brunnen weiß nichts vom großen Weltmeere.
3. Selbst Robo-dai-schi macht einen Schreibfehler. („Selbst der Weiseste kann sich irren.“)
4. Auf Bäumen sucht man keine Fische.
5. Viele gehen nach dem Schatzberge und kehren mit leeren Händen heim.
6. Schwalben und Sperlinge verstehen nichts von den Plänen der Kraniche und wilden Gänse.
7. Von der Klinge aus bildet sich der Rost. (Selbstverschuldetes Unglück. „Jeder ist seines Glückes Schmied.“)
8. Auch der Fuß des Leuchtturmes ist finster.
9. Aber ihre eigene Person sind auch Wahrsager im ungewissen.
10. Neue kommt nicht vor der Tat.
11. Unbedacht fällt in den Graben.
12. Weidenzweige bricht kein Schnee. (Nachgiebigkeit).
13. Für den Mund ist kein Tor gemacht.
14. Wenn die Henne kräht, stürzt das Haus zusammen. (Ungewöhnliches Ereignis).
15. Wenn du Eile hast, mache einen Umweg. („Eile mit Weile.“)
16. Wenn man von einer Sache spricht, die man im nächsten Jahre ausführen will, lacht der Teufel.
17. Wenn der Bissen durch den Schlund gegangen ist, ist die Hitze vorüber.
18. Der Ehebund der Mandarineneiten ist innig. (Die Mandarineneiten gelten in Japan und China als das Symbol der ehelichen Liebe und Treue).
19. Wenn der Teufel nicht zu Hause ist, wird große Wäsche gehalten. (Sut man sich göttlich. — „Wenn die Kake nicht zu Hause, tanzen die Mäuse.“)
20. Wenn von dem Abwesenden die Rede ist, zeigt sich sein Schatten.
21. Auch in der Hauptstadt gibt es Bauern.
22. Biedere Leute haben viele Kinder.
23. Auch Kaulquappen können nur Frösche werden. („Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.“)
24. Der Löwe schickt sein Junges ins Tal; lasse das Kind reisen, welches du liebst. (Außer Hause gewinnt man Lebenserfahrung.)
25. Wer von der Großmutter erzogen ist, ist um 300 Mon billiger. (Weil er verzogen ist.) (Mon ist die kleinste japanische Scheidemünze; etwa ein Viertelpfg.
26. Erziehung ist besser als gute Familie.
27. Smaragd und Kristall glänzen nur, wenn geschliffen.
28. Erdbeben, Donner, Feuer und den Vater muß man am meisten fürchten.
29. Selbst die Krähe vergilt die Wohltaten der Eltern. (Kindl. Dankbarkeit).

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

lischen Riesendampfers „Titanic“ dar, der in der Nacht vom 14. auf den 15. April 1912 mit einem riesigen Eisberge zusammenstieß. Von den 2340 Menschen fanden bei dem Zusammenstoß des Ozeankolosses 1635 den Tod, nur 705 wurden gerettet. Es war die furchtbarste Tragödie, die auf dem Ozean sich ereignet hat, seit Menschen die Meere befahren.

Der Tonfilm „Atlantic“ ist ein Wunderwerk der modernen Technik. Man sieht, wie die wasserdichten Schotten beim Zusammenstoß zertrümmert werden, wie das Wasser in den Maschinenraum eindringt, wie die Matrosen mit Pumpen versuchen, über das Wasser Herr zu werden; man sieht, wie die Rettungsboote herabrasseln, man hört die Kommandorufe des Kapitäns, man hört das Schreien der halb sinnlosen Menge, man sieht den panischen Schrecken der vom Selbsterhaltungstrieb aufgepeitschten Passagiere, die um einen Platz in einem Rettungsboote kämpfen und ringen, man sieht rührende und tief-schmerzliche Abschiedsszenen, alles ganz naturgetreu und der Wirklichkeit wohl entsprechend.

Warum hat man nicht die Schlussszene so dargestellt, wie sie wirklich war? Nicht um einen elenden Alkoholiker, der schließlich das „Waterlily“ vorbeist, wie es der Tonfilm „Atlantic“ darstellt, waren die 1635 dem Untergang geweihten Passagiere versammelt, sondern um drei katholische Priester. Die gesamte amerikanische Presse war im April 1912 voll des Lobes und der Bewunderung über die Haltung der drei katholischen Priester beim Untergang der „Titanic.“ Der erste war P. Joseph Peruschitz, ein Benediktiner des bayerischen Klosters Scheyern. Der zweite war Thomas Roussel Byles, der Sohn eines englischen protestantischen Ministers, der sich dem Studium der kathol. Theologie gewidmet hatte und nach der Priester-

weihe Pfarrer einer Landgemeinde in der Grafschaft Essex wurde. Er reiste auf der „Titanic“ nach Brooklyn, um dort seinen Bruder zu trauen. Der dritte war ein Litauer namens Montvillia aus der Diözese Seinj.

Bald nachdem das Unglück bekannt geworden war, sammelten die drei Priester die Gläubigen in der Kapelle um sich herum und zelebrierten die hl. Messe. Nach ihrer Beendigung richteten sie Trost- und Ermutigungsworte an ihre Umgebung. Dann waren sie den Kindern und Frauen bei der Einschiffung in die Rettungsboote behilflich. Mehrere Angebote seitens der Matrosen, sich zu retten, wiesen sie mit den Worten zurück, daß ihr Platz bei den an Bord befindlichen, dem Tode geweihten Menschen sei. Und als der Dampfer immer tiefer sank und das Orchester den Choral „Näher, mein Gott, zu dir“ spielte, segneten sie die unglücklichen Passagiere, die sich um sie herum geschart hatten. In Ausübung ihrer heiligen und tröstenden Pflicht gingen sie unter mit den Menschen, denen Gott noch in letzter Stunde durch sie die Gnade der Befreiung geschenkt hatte, und die als gottergebene Christen das harte Opfer ihres Lebens brachten.

Fast alle Passagiere lagen beim Untergang des Schiffes auf den Knien und beteten. Warum hat die Filmgesellschaft, die den „Atlantic“-Film herstellte, dies nicht, der geschichtlichen Wahrheit gemäß, dargestellt? Nun, wir wissen es ja, bei gewissen Leuten hätte man Anstoß erregt, wenn man den Heldenmut katholischer Priester und das gottesfürchtige Sterben von eineinhalbtausend Menschen verewigt hätte.

Darum halten aber wir es für unsere Pflicht, die geschichtliche Wahrheit, den Heldenmut dreier katholischer Priester im Angesichte des unabwendbaren Todes festzustellen.

Gebetserhörungen

Slupsko, P. Th.: Anbei . . . Mari Almosen als Dank für erhörte Bitte.

Durch die Fürbitte der lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph, hl. Antonius und der kleinen hl. Theresia bin ich in einem sorgenvollen Anliegen erhört worden. Antoniusbrot war versprochen.

Angenannt: Tausendfachen Dank dem hl. Herzen Jesu, der Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Joseph, hl. Antonius und den armen Seelen für Erlangung einer Stelle. Sende . . . Mari zur Taufe eines Heidenkinds.

Breslau: Anbei . . . Mari für glücklichen Ausgang einer Angelegenheit mit der Bitte um eine Stellung.

M. A.: Innigen Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Judas Thaddäus

und den armen Seelen für erlangte Hilfe in schwerem Anliegen und bitte um weitere Hilfe, daß die Kinder brav und gut werden. Almosen und Veröffentlichung war versprochen.

Kaiserslautern: Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes und dem hl. Antonius für erlangte Hilfe in schweren Anliegen.

E. Dank dem göttl. Herzen Jesu, dem hl. Joseph und der hl. Theresia für Erhörnung in einem Anliegen.

M. A. L.: Innigen Dank der Schmerz. Mutter Gottes, der hl. Theresia v. K. J. und dem hl. Wendelinus für Erhörnung.

Schimmnig: . . . Mari als Dank zu Ehren des hl. Herzens Jesu, der lb. Mutter Gottes und des hl. Judas Thaddäus für schnelle Hilfe

in diesen schweren Anliegen mit der Bitte um weitere Hilfe.

Ungenannt: Tausendfach Dank dem hl. Herzen Jesu, der Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Joseph, hl. Antonius und den armen Seelen für Erlangung einer Stellung mit der Bitte um weitere Hilfe.

Gütersloh: . . . Mark als Dank der Ib. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius und dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in schwerer wirtschaftlicher Not.

Vorchhausen: Anbei . . . Mark als Dank zur Taufe eines Heidenkinds zu Ehren der Ib. Mutter Gottes, des hl. Joseph und der armen Seelen für Erhöhung im Gebete und bitte um weitere Hilfe.

Ungenannt: Dank der Ib. Gottesmutter und der hl. Theresia v. K. I. für Genesung von schwerer Krankheit.

Bochum: Sende . . . Mark zu Ehren des hl. Herzen Jesu, der unbefleckten Empfängnis, des hl. Joseph und hl. Antonius für Erhöhung einer Bitte. Veröffentlichung war versprochen.

Horresen: Der himmlischen Mutter innigen Dank für Hilfe in großen Anliegen.

E. Kr. W.: Anbei . . . Mark für ein Heidenkind „Anna“ als Dank für Hilfe in langer Krankheit mit der Bitte um Genesung. Veröffentlichung war versprochen.

Walbweiler: Nach abgehaltener Novene zur Ib. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius, zur hl. Theresia und zu den armen Seelen habe ich in schweren Anliegen Erhöhung gefunden.

Th. R.: Dank dem hl. Joseph und den armen Seelen für Hilfe in einer Rentenangelegenheit. Almosen als Dank.

Elz: Dem Ib. Gott, der Ib. Mutter Gottes, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Philomena herz. Dank für Erhöhung in einem Anliegen mit der Bitte um weitere Hilfe. Anbei . . . Mark Almosen.

Menzelen: Innigen Dank für Hilfe in einem besonderen Anliegen durch Anrufung der gottsel. Anna Kath. Emmerich und der sel. Stifter der Schwestern vom hl. Kreuz.

O. W. B.: Tausendfach Dank Jesus im hl. Sakrament, der Ib. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und der hl. Rita.

Friedrichshafen, H. D.: Innigen Dank für die Erhöhung einer Bitte.

R. R. in W.: Dem hl. Herzen Jesu, der Ib. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und den hl. 14 Nothelfern sei Dank für Erhöhung und gut bestandene Prüfung.

B. B. in G.: Nach jahrelangem Leiden ist mir auf die Fürbitte der Ib. Mutter Gottes, des hl. Joseph, hl. Antonius und der hl. Theresia aufruhend geholfen worden und sage hiermit innigsten Dank.

G. H. in E.: Durch die Fürbitte der Ib. Mutter Gottes des hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius und der hl. Theresia wurde ich in einem schweren Anliegen erhört.

Neustadt, B. G.: Dank dem göttl. Herzen Jesu und der Ib. Mutter Gottes für Erhöhung und bitte um weitere Hilfe.

Mammolshausen, R. D.: Dank der Ib. Mutter Gottes v. der immerw. Hilfe, dem hl. Antonius und den armen Seelen für erlangte Hilfe. Anbei Antoniusbrot.

Neustich, M. J.: Innigen Dank Maria, Hilfe der Christen, dem hl. Joseph, sel. Br. Konrad und den armen Seelen für Hilfe in schweren Anliegen und für guten Ausgang eines Prozesses.

Gebetsempfehlungen

Maachen: Bitte um eine Novene zum sel. Br. Konrad um Gesundheit.

Edersdorf: Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius, hl. Mauritius um Hilfe in Geldsorgen und um Erlangung einer guten Stellung.

Joh. B. in L.: Bitte um eine Novene zur Ib. Mutter Gottes und zur hl. Theresia v. K. I. um Hilfe in Zahlungsschwierigkeiten.

A. A.: Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur unbefleckten Empfängnis, zur hl. Theresia, zum sel. Br. Konrad um Erkenntnis des Berufes. Bei Erhöhung Veröffentlichung versprochen.

Ein junges Mädchen bittet um inständiges Gebet zur hl. Maria, zum hl. Judas Thaddäus, sel. Br. Konrad und zur hl. Theresia um baldige Hilfe in Seelenleiden.

Heutkrumbach: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet für ihr Kind. Almosen anbei.

A. bittet ums Gebet für einen Sohn, der seinen Eltern schwere Sorgen macht.

Ungenannt sendet eine Gabe für ein Missionskirchlein mit der Bitte um das Gebet.

Ungenannt: Eine schwer bedrängte Mutter bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes, zum hl. Antonius und zur hl. Theresia um baldige Erhöhung in schweren Anliegen. Bei Erhöhung Almosen versprochen.

Würzburg: Man bittet um das Gebet in schweren Seelenleiden.

M. S.: Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zur hl. Rita und zu den hl. 14 Nothelfern um baldige glückliche Heirat und um besseren Geschäftsgang. Bei Erhöhung Almosen.

Breslau, M.: Eine Familie bittet um das Gebet zur göttl. Vorsehung, zum hl. Joseph und zum hl. Judas Thaddäus um Erlangung einer Stellung.

S. A.: Ein Verg.-Leser bittet um das Gebet

zum hl. Herzen Jesu, zur allers. Jungfrau Maria, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia, zum sel. Br. Konrad und zu den hl. Patronen der Keuschheit um Gesundung eines langen Seelenleidens. Bei Erhöhung Veröffentlichung versprochen.

Danzig: Eine Leserin bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu und Maria, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zum hl. Judas Thaddäus um Gesundheit der kranken Tochter und um Stellung für den Sohn. Bei Erhöhung ein Heidenkind versprochen.

Bitte ums Gebet zum hl. Antonius und zu den armen Seelen um eine Lebensstelle zu erlangen.

E. L. in A.: bittet dringend um das Gebet zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zur hl. Theresia, zu den hl. 14 Nothelfern, zur hl. Rita und zu den armen Seelen um Erhöhung in einem schweren Anliegen. Ein Heidenkind versprochen.

Eine schwer geprüfte Mutter bittet um das Gebet zur Ib. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Theresia für ihren einzigen Sohn, der schwer krank darniederliegt. Bei Erhöhung Kauf eines Heidenkinds.

Bernstadt: Bitte dringend ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus, zu den hl. 14 Nothelfern und zur hl. Theresia um Hilfe aus großer Not und um Arbeit für den Sohn.

M. J. Gr., Strehlitz: Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zum hl. Judas Thaddäus um besseren Geschäftsgang und Erhöhung in schweren Geldsorgen.

Angenried: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Familie, zum hl. Judas Thaddäus und zu den armen Seelen um Hilfe in schweren Seelen- und Verleiden. Bei Erhöhung Heidenkind versprochen.

A. A.: Ein Wohltäter bittet um das Gebet zum hl. Joseph und hl. Antonius in wichtigen Anliegen.

Aus H. bittet eine Leserin um das Gebet zur Verehrung des kostb. Blutes Jesu Christi, der unbesiegteten Empfängnis Mariens.

Esien: Mehrere Berg-Leser bitten um das Gebet zum hl. Joseph und hl. Antonius in schweren Anliegen. Bei Erörterung ein Heidenkind und Veröffentlichung versprochen.

Ungenannt: Mehrere Berg-Leser bitten um eine neuntägige Andacht zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Augustinus, zu den hl. 14 Nothelfern und zur hl. Monika um Neubau eines Wohnhauses, um glückliche Eheverhältnisse und um Hilfe in verschiedenen Anliegen. Heidenkind versprochen.

Warmbrunn, M. H.: Anbei . . . Mark zu Ehren des hl. Antonius um Erhaltung des Augenlichtes.

Heudorf: Zwei Berg-Leser bitten um das Gebet um guten Ausgang einer Prozeßsache. Anbei Almosen.

Hundsfeld: Almosen mit der Bitte um das Gebet zur lb. Mutter Gottes und zum hl. Ger-

hard um friedlichen Ausgang in unangenehmen Familienverhältnissen.

Slupsko, P. Th.: Anbei Almosen mit der Bitte um das Gebet um Glück und Frieden im Hause und guten Wirtschaftsgang.

Briesen: Anbei Almosen mit der Bitte um das Gebet in verschiedenen Anliegen.

H. in D.: Eine Berg-Leserin bittet um das Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Antonius und zum sel. Br. Konrad in mehreren Anliegen.

K. Sch. in D.: Bitte um das Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Antonius, hl. Blasius und zum sel. Br. Konrad um Hilfe in einem Halsleiden.

T. H. in S.: Bitte um das Gebet zur hl. Familie, zur kl. hl. Theresia und zum sel. Br. Konrad um Frieden in der Familie und in mehreren Anliegen.

A. R. in St.: Bitte um das Gebet um Hilfe zu erlangen in großer Not und um glücklichen Ausgang einer wichtigen Sache.

Es starben im Herrn

Bergheinfeld: Margareta Göb, eifrige Förderin unserer Missionszeitschriften.

N.: Margareta Suppmann. Würzburg: Barbara Krämer. Alsbach: Katharina Rau. Nuhdorf: Walburga Huber. Heiligenstadt: Maria Mühlhaus. Hildmannsfeld: Emma Fritsch. Ornbau: Ernst Zottmann. Egg: Mathias Merl. Holzfirchhausen: August Schöler. Oltschkin: Anna Hante. Chorulla: Rosa Mikulla. Daseburg: Frau Sof. Baßthaus. Höhr: Maria A. Frees. Heppen-dorf: Albert Konsten. Langenbachum: L. Schmitz.

Worringen: Margareta Feith. Eitel: Franziska Niemann. Frau Chr. Sawig. Strauch: P. Paustenbach. Donrath: Fr. Lud. Böttner. Erier: Anton Math. Dieh. Pracht: H. H. Pfr. Meußens. Bochum: Franz Bodeker. Erier: Heinrich Geth. Erberich: Wwe. Math. Dohmen. Alsbach: Peter Sommer. Nikolaus Kasper. Dießeln: Kath. Bach. Hellenbach: Georg Lings. Krefeld: Marg. Bongard. Buer: Alex. Höppinghaus. Neustadt O.S. Frau Theresia Wojaczek

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

Empfehlenswerte Bücher

Katholische missionsärztliche Fürsorge. Jahrbuch 1931 des kath. Vereins für missionsärztliche Fürsorge und des Missionsärztl. Instituts. Von Prof. Dr. C. Becker, S. D. S. Verlag des Missionsärztlichen Instituts, Würzburg. Für Ärzte und Missionsfreunde ist dieses Jahrbuch, das reich illustriert ist, von hohem wissenschaftlichem Interesse und sollte weiteste Verbreitung finden.

„Der Große Herder.“ 12 Bände und 1 Weltatlas. Verlag Herder, Freiburg i. Br. Schon die Probehefte bekunden deutlich, daß in diesem Werk ein neuer Typ geschaffen wird. Das erkennt man sowohl an der methodischen Art, wie das Wissen wiedergegeben wird, als besonders auch an der vorzüglichen Auswertung des Wissens und Könnens für die Lebenspraxis.

Neue Volksausgaben des gereizten und beliebten Erzählers Paul Kellner verdanken wir dem rührigen Bergstadtverlag in Breslau, der von seinen Bücherschätzen gerade diejenigen in billigen — 2.85 Mf. — Leinenbänden verbreitet, deren Lektüre und Besitztum heute eine Wohltat ist.

„Ferien vom Ich“, dieser mit Recht berühmt gewordene Roman ist nicht nur einer der besten, urwüchsigsten und wertvollsten Ferienbücher, sondern auch ein Kunstwerk des Humors, aus dem ein herrlicher Optimismus quillt, der den Glauben an die Kraft der Selbstbesetzung des Menschen durch den Willen auferstehen läßt.

„Hubertus“ ist keine Jägererzählung, sondern der beste Roman vom deutschen Walde, den vor Paul Kellner niemand so eindringlich und mit so wechselreichem Geschehen geschildert hat. Hubertus, der schon ein blasierter Städter geworden war, geniest wieder am deutschen Walde, der wie eine Zaubermedizin langsam, aber sicher wirkt und zu innerer Ruhe führt.

„In fremden Spiegeln“ nannte Paul Kellner sein vaterländisches Glaubensbekenntnis, das er aus dem Erleben eines jungen Deutschen — der durch die Nachkriegsverhältnisse angeekelt nach Indien fuhr und wieder reuig heimkehrte — prächtig herausentwickelte. Das spannende aufschlußreiche Buch ist ein phantastisches Gedicht und zugleich ein wirklichkeitshartes Zeitschicksal, ein Reiseroman und ein Befreiungsbuch, für das wir Kellner dankbar sein müssen.

Marianisches Offizium. Übersetzt und herausgegeben von Otto Karrer. Bilder von Prof. Gebhard Fugel. 160 S. und 13 Bilder in Kupferstichdruck. Leinen Mf. 3.40. Verlag „Ars sacra“, Josef Müller, München 13.

Dem schönsten Marienlob der Kirche (aus Psalmen, Hymnen, Lesungen nach Art eines kleinen Breviers bestehend) die edle deutsche Form und auch ein entsprechendes äußeres Buchgewand zu geben; ist mehr als eine Angelegenheit des guten Geschmacks, es ist eine Sache der Ehrfurcht vor dem Gebet. Die musterghltige Ausgabe des Verlages verdient wärmste Empfehlung.

Er ist schon da! — Der lustige Zwergen-Kalen-der 1932. Preis 20 Pfennig. Verlag: Seraphisches Liebeswerk Linz a. D., Rudiglerstr. 8.

Dieses hübsche lustige Büchlein, das ein teures Bilderbuch ersetzt, zum Malen und Zeichnen anregt und obendrein verlassenen Kindern den vollen Reinertrag zukommen läßt.

Der kleine Guido von Fontgalland im Bild

Den Wünschen seiner Verehrer kommt der
St. Josephs-Verlag entgegen. Er bietet Devot-
ionsbildchen dieses kl. Heroen der Jesusliebe

Format 5 × 10,5 cm
100 Stück RM. 2.80

St. Josephs-Verlag, Reimlingen, (Bayern)

Mutter der Gnaden

Stimmen aus Stevelaer
Illustrierte Monatschrift im Geiste Ma-
riens für die christliche Familie

Herausgegeben von den Missionaren von Mariannhill

Bezugspreis jährlich RM. 3.—

„Ein Volk ohne König“, so klagt Pius XI. in seinem Rundschreiben „Quas primas.“ Die Autorität Jesus Christus unseres Königs wird nicht mehr an-
erkannt. Jedoch alle Völker müssen zurück zu Christus! Christus muß herr-
schen, wie der hl. Apostel Paulus schon sagte. Jesus Christus gab uns seine
Mutter, die ihn als Kind vor Mörderhand rettete und ihn am Kreuze opferte,
er gab sie uns zu eigen als Mutter. Also ist auch Maria unsere Königin.
„Mutter der Gnaden“ will dafür kämpfen und streiten, daß sich das
Reich Mariens immer mehr ausbreite, auf daß schneller und sicher komme
das Reich Christi.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bayern)

Heilige Marienverehrer in Wort und Bild **Unsere Vorbilder und Führer**

Von D. W. Mut. Mit Bildern nach Kupferstichen
aus dem 15. Jahrhundert. Geb. RM. 1.50

Das ungemein reizende und originell ausgestattete Büchlein zeigt
für jeden Tag des Monats das Bild eines heiligen Marienver-
ehrsers und diesem gegenübergestellt den kurzen prägnanten
Lebensabriß derselben mit packenden Anmutungen. Die zarten
Bilder nach Kupferstichen aus dem 15. Jahrhundert vertiefen die
kurze besinnliche Lesung und regen zum frommen Tugendstreben
an. Der feine, originelle Einband bildet die harmonische Ergän-
zung des herzigen Büchleins, dem wir weiteste Verbreitung wün-
schen, und das im Besitze eines jeden eifrigen Marienverehrsers
sein sollte.

P. D. S.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bayern)
